

Türkische Skizzen.

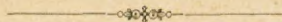
Von

Murad Efendi.

Zweiter Band.

Türkische Schattenrisse.

(Das Recht der Uebersetzung vorbehalten.)



Leipzig,
Verlag der Dürck'schen Buchhandlung.
1877.

Inhalt des zweiten Bandes.

Türkische Schattenrisse.

	Seite
Der Harem und die Frauenfrage in der Türkei	1
Die ottomanischen Frauen	21
Türkisches Kinderleben	44
Herr und Diener im Orient	54
Das ottomanische Beamtenthum	62
Ottomanische Hofämter	79
Die Ulema's	90
Derwische	109
Das ottomanische Heer	118
Ottomanische Staatsmänner I.	133
" " II.	152
" " III.	184
Der ottomanische Barnaß	212

Türkische Schattenrisse.



Der Harem und die Frauenfrage in der Türkei.

So gewissenhaft auch die Anschauungsweise unserer Zeit bemüht ist, hinter der Erscheinung das Wesen zu ergründen und Viele über die hergebrachte Färbung, die in der abendländischen Phantasie dem Begriff „Harem“ anhaftet, hinweg sein mögen, ganz frei von conventionellen Vorstellungen zu sein, dürften sich in diesem Punkte nur Wenige rühmen können. Das Haremhaldunkel, mit seinen schwellenden Seidenkissen und üppigen Teppichen, von Rosenwasser durchduftet, mit Ambra geräuchert, wird zwar nicht mehr unbedingt als ein Eldorado aller irdischen Genüsse angesehen, das verschleierte Räthsel, „Odaliske“ genannt, gilt zwar nicht mehr als ausschließlich geweihte Priesterin des raffinirtesten Sinnencultus, aber das orientalische Gynäkeum blieb dennoch für Manchen das letzte und ausnehmlich privilegirte Asyl der „blauen Blume.“

Der Klanglaut des Schlagwortes überlebt nun einmal gerne die vollgewichtige Bedeutung desselben. Und wo dies nicht der Fall ist, wo die nüchterne Positivität kritischer Prosa, die im Gegensatz zur romantischen Träumerei der vormärzlichen Epoche als die Signatur unserer Zeit erscheint, in ihre vollen Rechte getreten ist, dort verfallen die Ansichten

über das Fernabliegende, Abgegeschlossene abermals gerne neuen Irrthümern. Die Beurtheilung des Unsichtbaren nach dessen sichtbaren bekannten Resultaten wird dann wieder zur Quelle neuer Mißverständnisse. Was vordem allzu blau erschien, wird dann gerne allzu grau in Grau dargestellt.

An der Absonderung der orientalischen Frauen von den Männern, vom Markt des Lebens, scheitern gemeiniglich die besten Absichten des europäischen Beobachters. Diese Absonderung wird namentlich in den Städten, wo byzantinische Hoffitten die Lebensweise der Eroberer stark beeinflusst und diesen Letzteren mit den entnervenden Bädern, mit den Eunuchen, mit sinnlichen Verirrungen das volle Gift oströmischer Decadenz übermacht haben, streng geübt. Der Harem selbst ist größtentheils nach dem Vorbild des byzantinischen Gynäkeums eingerichtet.

Der Abendländer verbindet mit dem Begriff „harem“ gewöhnlich den der Frauen-Pluralität. Das ist irrig. Der Orientale bezeichnet mit dem arabischen Wort „harem“ (zu deutsch „reservirt“) die Frau und in Uebertragung das Frauengemach. Wenn er sagt „mein Harem,“ so heißt das entweder „meine Frau“ oder meine „reservirten Gemächer.“

Die durch den Wortlaut des Gesetzes gestattete, dem Sinne nach nur geduldete Vielweiberei, unterliegt gewissen Beschränkungen in der Theorie, noch engeren aber in der Durchführung. In den gebildeten Kreisen der osmanischen Gesellschaft kommt sie gegenwärtig fast gar nicht vor, jedenfalls nicht annähernd so häufig, als die ungesetzhche Vielweiberei im Abendland mit dem Unterschied, daß deren Folgen weit störender in alle Verhältnisse eingreifen, als die legale Polygamie im Orient dies könnte.

Der Koran selber empfiehlt die Monogamie, denn es ist verdienstlich, „eine Sklavin zu heirathen und sie frei zu machen.“

Früher, wo die Frauenpluralität häufiger vorgekommen ist, bestand sie gleichfalls seltener in einem Nebeneinander nach Art der Doppelehe des Grafen von Gleichen, als vielmehr in einem Nacheinander. Die erste Frau bekam dann den ihr gebührenden besonderen Haushalt, fuhr aber fort, in der Familie den Vorrang zu behaupten, wofür die Jüngere freilich auf anderem Felde entschädigt wurde.

Voraus man folgern will, daß die Polygamie, — ich will hier annehmen daß sie in der Ausdehnung geübt würde, wie dies nicht der Fall ist, — zur Entnervung der Rasse und, wie es manchmal seltsamer Weise behauptet wird, zur Verminderung des Osmanenthums beitrage, ist mir vollends unerfindlich. Ich dünkte, das gerade Gegentheil müßte sich aus der Sache ergeben.

In all jenen Gesellschaftsschichten, wo der junge Abendländer in flüchtigen Verhältnissen oder in den Armen von Hetären die Jugendzeit bis zu seiner Heirath verschwelgt, ist der junge Morgenländer bereits beweibt.

Die Orientalin verblüht rasch, besonders in den Städten. Nach mehrjähriger Ehe erscheint sie bereits als Matrone. Nehmen wir an, der noch junge Gatte ginge eine zweite, ja als Mann von einigen vierzig Jahren eine dritte Ehe ein, — wo, frage ich, lägen da die Bedingungen für seine Entnervung, für eine Versiegung der Nachkommenschaft? Er hat in seinem Lebenslauf drei Frauen besessen! Welcher Abendländer, man verzeihe mir die indiscrete Frage, — hat diese Zahl nicht überschritten?

In den vornehmen, vom Hauch abendländischer Kultur

angewehnten Kreisen, hat der Verkehr mit — dem europäischen Element freilich eine der Bildung und dem Fortschritt entsprechende Führung des Lebens zur Folge gehabt.

Man könnte diese Wendung für Ironie nehmen und doch ist sie, theilweise wenigstens, sehr ernst gemeint. Die Schwierigkeit des Verkehrs mit anderen Frauen als den eigenen, die Hindernisse, welche verschiedenartige Rücksichten, sei es für die Frau, oder für deren verwandtschaftliche Beziehungen, für die eigene Hausruhe oder endlich auf den Vermögensstand, der Frauenpluralität entgegenstellen, hatte ehemals in den vornehmen Kreisen einer Verirrung die Einbürgerung erleichtert, welche gleichfalls byzantinisches Erbe war: ich meine der griechischen Liebe. Der von Hafis und anderen Dichtern des Orients besungene Antinous war ehemals bei den sinnlichen Ottomanen eine offen anerkannte Erscheinung. Man sprach vom machboub als etwas selbstverständlichem, wie unsere jeunesse blasonné und dorée von ihren Maitressen spricht. Der Page gehörte beinahe zum Hausstand des Großen, der Mosaib (Günstling) bekleidete eine öffentliche Stellung bei Hof.

Diese Verirrung nun, von welcher das Volk weniger berührt worden war, ist durch die neuen gesellschaftlichen Anschauungen nicht allein in der „Gesellschaft“ bedeutend gemindert, sondern auch gänzlich in den Schatten verbannt worden. Wo sie allensfalls noch ihr Unwesen treibt, kann sie doch nicht mehr eingestanden werden, sondern gehört, wie im Abendland, zu den heimlichen Vastern. „Man zieht ihr die Mütze über die Ohren.“ Dieser Umschwung erscheint als ein nicht unbedeutendes Zeichen der Wendung zum Bessern, der Gesundung in den vornehmen Kreisen, die sichlich rasch ein Stück Byzantinismus nach dem andern von sich abwerfen.

In ihrem Harem verkehrt die Frau nur mit ihren nächsten männlichen Blutsverwandten; mit den männlichen Dienern bespricht sie das Nöthige durch den Thürvorhang. Diese Sonderung der Geschlechter fast bei allen orientalischen Völkern und nicht bloß bei den moslemitischen gebräuchlich, finden wir im Mittelalter; wenngleich sehr gemildert, auch in den südlichen Ländern Europa's in Uebung. Im Bazar, in den Läden, auf der Straße, verkehrt sie mit Männern nur insoweit es die Nothwendigkeit mit sich bringt, natürlich ist sie dann immer verschleiert. Die Strenge dieser Regel läßt aber sichtlich nach. Die türkische Frau, die keineswegs eine Gefangene, Eingekerkerte ist, wie Viele es annehmen, verkehrt mit der Außenwelt ungefähr im Maße der christlichen Klosterfrauen von den milderen Orden.

Auf dem Lande jedoch und in den kleineren Ortschaften, namentlich in Asien, stellt sich das Verhältniß anders. Die Abgeschiedenheit der Geschlechter besteht mehr im Princip und die Zurückhaltung im Verkehr vertritt die praktisch undurchführbare Clansur. Diese wird naturgemäß undurchführbar, wo das Mädchen unter den Augen Aller heranwächst, wo bei den gemeinschaftlichen Feldarbeiten der Schleier oft unerträglich wird, wo Männer und Weiber unausweichlich in fortgesetzter Berührung bleiben.

Es dürfte hier der Platz sein, dem gehaltlosen Schlagworte: „eifersüchtig wie ein Türke,“ zu Leib zu gehen.

Ich finde keinen Grund, den ottomanischen Ehemann für eifersüchtiger anzusehen, als den jeder andern Nationalität. Ja, ich weiß nicht, wo man die Anhaltspunkte zur Beobachtung dieser Leidenschaft an dem Ottomanen finden konnte. Von Eifersucht im abendländischen Sinne, als Befürchtung, als Zweifel, als Voraussicht, kann bei ihm über-

haupt nicht die Rede sein, wo der Grund, dem dieses Gefühl entkeimen könnte, nämlich die Liebeswerbung, das Liebesverhältniß, die freie Wahl gänzlich fehlen. Wenn man gewissen Chroniken aus dem siebzehnten Jahrhundert Glauben schenken darf, so wäre Eifersucht überhaupt kein Zug im Wesen der turanischen Volksstämme. Besagte Chroniken berichten von den Tartaren, daß diese den Frauen kaukasischer Rasse, welche sie erbeutet und derart als Sklavinnen erworben hätten, selten früher als Gatten genahet wären, ehe es ihnen gelungen war, sie durch wohlgestaltete Jünglinge derselben Rasse zu Müttern zu machen, um die Kinder sodann als Sklaven zu verkaufen.

Ob diese Darstellung nicht auf bloßem Hörensagen beruht und derart ins Bereich der Menschenfresserfabeln gehört; wage ich freilich nicht zu behaupten.

Wenn Situationen, die nach unseren Lebensbräuchen als selbstverständlich betrachtet werden, im Orient zum Ausbruche der Leidenschaftlichkeit Anlaß geben, so liegt das an der verschiedenen Bedeutung derselben, an der Bedeutung, die ihnen die allgemeinen Einrichtungen, die sittliche Atmosphäre geben. Die ottomanische Sitte stempelt die Zusammenkunft der Frau mit einem fremden Mann, ja ihre bloße Entschleierung (wohlverstanden die absichtliche) zur Schuld, weil sie nach ihren Satzungen den Ehebruch oder die Absicht zu demselben involviren. Die Türkin, die einem Manne ihr Angesicht entschleierte, ergibt sich ihm. Nun, ich meine, daß nicht jeder abendländische Ehemann genug philosophisch gebildet sei, um einen solchen Federmesser-Einschnitt in den Ehecontract mit mehr Gleichmuth hinzunehmen, als der Türke. Wurde die Untreue in früheren Zeiten von dem Beleidigten mit dem Tod geahndet, so ist dies Ver-

brechen der Leidenschaftlichkeit in westeuropäischen Ländern gleichfalls vorgekommen. Heute würde man in der türkischen Gesellschaft schwerlich so kategorisch, so gewaltsam barbarisch verfahren. Der Türke im Salonrock trägt keinen Dolch im Gürtel. Ueberdies sind die meisten Märchen, welche über die schrecklichen Prozeduren der Ottomanen gegenüber Ehebrecherinnen im Schwange sind, eben nur Märchen. Es ist wahr, der Koran verurtheilt die Ehebrecherin gleich ihrem Mitschuldigen zur Steinigung (einer schon bei den Hebräern gewöhnlichen Todesart). Das Gesetz aber erschwert den Beweis der Schuld, fast bis zur Unmöglichkeit. Die Verurtheilung von Ehebrecherinnen also war so selten, daß die paar Fälle, wo sie doch erfolgt ist, in die Annalen der Geschichte aufgenommen wurden. In einem dieser Ausnahmefälle wurde der Scheich-ul-Islam, der sie verhängt hatte, von dem Unwillen der öffentlichen Meinung, vom Arm des Volkes getroffen.

Doch um zu dem Hauptfaden dieser Zeilen zurückzukehren: Der Aufenthalt in kleinen asiatischen Ortschaften hat mir die Gelegenheit geboten, muselmanische Familienverhältnisse zu beobachten und das Leben der Frauen daselbst näher kennen zu lernen. Damit kann zwar keineswegs ein ergänzendes Kapitel zur „Naturgeschichte der Frauen“ geboten werden, aber einiges Material wäre doch gewonnen, um das stückweise Detail von direct und indirect gemachten Wahrnehmungen mittels der Betrachtung mit den allgemein hervortretenden Zügen zu einem annähernd Ganzen zu verbinden.

Ist der muselmanische Orientale seinem innern Wesen nach schon sehr verschieden von dem Abendländer, um wie vielmehr gilt dies von der Orientalin, die mit der Abend-

länderin nur durch jene großen Züge verwandt erscheint, welche die Evenstöchter auf beiden Hemisphären gemein haben und die zur Begründung des Satzes dienen: „les femmes, c'est la femme.“

Die untergeordnete Stellung, die das Weib bei den Mahomedanern einnimmt, schreibt man allgemein und ausschließlich dem Einfluß des Islam zu. Mich dünkt, daß bei den vor und nicht islamitischen Völkern des Orients das Verhältniß ein ähnliches gewesen sei, ja daß die Ungleichheit in der Stellung der Geschlechter sich mitunter noch schroffer geäußert habe. Bei den Christen des Orients, als z. B. bei den orientalischen Slawen genießt das Weib keiner größeren Rechte, keines höheren Ansehens und einer selten so milden Behandlung als bei den Ottomanen, schon weil die Männer an und für sich roher sind.

Das ottomaniſche Mädchen unter dem patriarchaliſchen Scepter zur willenlosen Unterwürfigkeit und zu einer nüchternen Begrenztheit der Lebensanschauung herangezogen, wird bei der Frühreise, die Klima und Einfluß des Blutes hervorbringen, spätestens im 15. Lebensjahre verheirathet.

Der Ehe geht kein Roman voraus; das Herz hat bei der Heirathsangelegenheit keine Stimme. Ja es dürfte bei der Art und Weise der weiblichen Erziehung auch keinerlei ernsthaftes Bedürfniß empfinden, dieselbe geltend zu machen. Das Mädchen, durchaus nicht träumerisch, begehrt vor Allem nach einem Mann überhaupt und wünscht höchstens nebstbei, daß dieser Rang oder Vermögen, wenn nicht Beides zugleich besitze. Diese Wünsche treffen mit Jenen der Eltern gewöhnlich zusammen.

Auch hier kann man sagen: die Extreme berühren sich. Ich habe in unseren gebildeten Sphären, namentlich in

amerikanischen Familien, Mädchen kennen gelernt, deren Denkart nicht minder auf das praktische Moment gerichtet, deren Gefühlsleben nicht minder eingepuppt war. Die Zahl der Nüchternen mehrt sich in erschrecklicher Steigerung, so daß es fast scheint, als würde schon bei der nächsten Generation die mathematische Formel ganz allein in Herzens-Angelegenheiten regieren. Die falschverstandene Frauen-Emancipation könnte leicht das Weib nicht nur aus den Klauen des Vorurtheils retten, nicht bloß von der krankhaft überspannten, hysterischen Sentimentalität, sondern von jeder Gemüthsthätigkeit und Gefühlsherrschaft überhaupt befreien und es in diesem Punkte endlich dahin gelangen lassen, wo die Ottomaninnen sich bereits befinden.

Die Ansicht, daß die Frau mit prosaischem Herzen, die Frau, die nicht lebende Poesie und Harmonie ist, um den Mann zu erheben, das Kind zu erziehen, die Familie zu adeln, ihre Mission verfehlt hat, könnte dann bei den Orientalinnen frühestens Eingang finden, wenn sie unseren künftigen Generationen bereits unverständlich geworden ist, oder aber als Phrase belächelt wird.

Der ottomanische Brautwerber reflectirt im Allgemeinen nicht so sehr (obchon jetzt mehr als früher) auf eine vermögliche als auf eine wohlgestaltete Braut. Er ist absoluter Herr, will also auch Schirmer und Ernährer sein. Despoten lieben keine selbständigen Lose in ihren Kreisen. In vornehmen Beamten-Familien jedoch wird oftmals, abweichend von den patriarchalischen Principien, für das Töchterlein ein Schwiegersohn ins Haus genommen. Selbstverständlich wählt ihn die Mutter mit Rücksicht auf ihren eigenen Geschmack. Die Schwiegereltern sorgen, wenn er sein gefügig ist, für sein Fortkommen im Staatsdienst.

Die Schwiegermutter, namentlich wenn sie der Gattung angehört die man mit Sofu (Devot) bezeichnet, ist für den Eidam unter solchen Umständen eine schlimme Beigabe, deren volle Bitterniß glücklicherweise nicht über den Harem hinausreicht, während sie für eine Schwiegertochter eine beständige Mahnerin und Quälerin bleibt. Die Mutter ist eine unanfechtbare Autorität, Jede ist im Harem ihres Sohnes eine gebietende „Walide Sultan“.

Auch bei der Gattenwahl für die kaiserlichen Prinzeßinnen erfährt das allgemeine Eheverhältniß durch die Etikette eine Ausnahme und die bestehende Ordnung wird von Unterst zu Oberst gekehrt. Es war auch die Ehre der Verbindung mit dem kaiserlichen Hause durchaus nicht so sehr gesucht, als man im Abendland annehmen könnte, und die armen Prinzeßinnen mußten sich oft eigenthümliche Verbindungen gefallen lassen.

Die älteste Tochter Sultan Ibrahim's, Gösér Sultan war fünfmal verheirathet und bei ihrer fünften Hochzeit noch Jungfrau. Den ersten beiden Gatten nämlich war sie als Kind im Alter von fünf und sieben Jahren angetraut worden und die drei andern waren Greise; der letzte, der Georgier Mahmud Pascha von Ofen soll 90 Jahre gezählt haben, als er sich mit Gösér Sultan vermählte.

Sultan Mahomed IV. verheirathete seine Schwester an den 80jährigen Pascha von Aleppo.

Der Prinzeßin=Gemahl (meist Sohn eines Staatsministers), steht, sobald er nach dem Trauungsakt das Brautgemach betritt, unter dem Scepter seiner Frau. Diese thut von vornherein spröde und unnahbar. So heischt es die Etikette. Der Gatte muß sich gleich einem Diener ihren Anordnungen fügen und ihre Launen als Ausfluß des kaiser-

lichen Blutes hinnehmen. Die ersuchte Entschleierung wird ihm, je nach dem — auf Stunden, ja auf Tage hinaus grausamlich verweigert. In früheren Zeiten übersendete der Sultan am dritten Tage nach der Hochzeit dem Eidam eine Keule mit der Randbemerkung, die widerhaarige Frau zu erschlagen, falls sie in ihrer Weigerung verharre.

Von der Anwendung der Keule wissen die ottomanischen Hof=Annalen nichts zu berichten.

Die Heirathen im Orient vollziehen sich *par procuration* im strengsten Sinn. In Konstantinopel und in den andern größeren Städten des Reiches vermählt sich der Mann *à la fortune du pot*. Die Beschreibung der Zukünftigen durch seine Mutter oder durch eine Nahverwandte vertritt die Stelle ihrer Silhouette; sie selbst erblickt er nicht früher unverschleiert als nach dem Trauungsakt, der in einem ganz börsemäßigen „Ich gebe“ von Seite der Brauteltern und „Ich nehme“ von Seite des Bräutigams, vor Zeugen ausgesprochen, von einem kurzen Gebet und einigen Festessen begleitet seinen Abschluß findet.

Entspräche nun unter anderen Begegnungs=Anspicien manche Braut vielleicht dem Geschmack des Gatten nicht, so leitet ihn hier der Zauber des Besizes oft über mancherlei Bedenken hinweg und er beschränkt sich zu lieben, was er besitzt, wo er nicht in die Lage kam, ein zu Besizendes zu begehren. Das Axiom „Die Ehe ist das Grab der Liebe“ kann auf orientalische Verhältnisse durchaus keine Anwendung finden und man könnte vielmehr behaupten, daß sie daselbst oft die Wiege derselben würde. Der Ausspruch des französischen Bäuerleins: „Schaut, sie sind erst seit acht Tagen verheirathet und schon ineinander verliebt!“ scheint für sie weit eher passend. Freilich müssen wir hier „Liebe“

und „verliebt“ in einem dem Naturstandpunkte näher liegenden Sinne auffassen, als wir gemeinhin pflegen. Die Liebe im Orient ist keine übersinnlich-schwärmerische Göttin.

Das Ideal der modernen europäischen Ehe ist das Zueinanderleben der Gatten. Es erscheint aber gegen das mehr oder weniger duldsame Nebeneinanderegistiren und gegen die schamhaft verschleierte Scheidung der Durchschnittsehen fast als Ausnahme. In der Türkei, wo sich die Frau in passiver Unterordnung unter den Mann ordnet, kann von Verschmelzung überhaupt nicht die Rede sein. Sie begnügt sich mit dem, was er für gut findet, mit ihr zu theilen, er theilt mit ihr, was ihm paßt, sie bietet ihm, was er fordern kann, und er fordert nicht mehr, als sie zu bieten vermag. Somit ergänzen sich Beide in einem gewissen bescheidenen Sinn und es entfallen damit wenigstens die vielen und ernsthaften Conflicte, die fatalen Mißverständnisse, die in der abendländischen Ehe so oft entstehen, die entstehen müssen, wo die Frau bei ungenügender Bildung, bei mangelndem Verständniß und verwirrt durch nebelhafte Theorien dazu verleitet wird, ihre Stellung mißzuverstehen und eine Gemeinschaft anzustreben, zu welcher sie gar nicht oder zu wenig befähigt ist, wo sie endlich Ansprüche an den Mann stellt, die ihn verkleinern müßten, wenn er sie berücksichtigen wollte, ihm aber sein Hauswesen unleidlich machen, wenn er sie nicht berücksichtigt; er schleppt ein widerstrebendes oder aber resignirtes Opfer durch's Leben, wo es nicht etwa umgekehrt der Fall ist.

Die Ottomanin betrachtet den Gatten als Haupt des Hausstandes und als ihren Herrn, ihr Dasein einzig dazu bestimmt das seine zu verschönern; sie wirbt beständig um seine Huld. Wenn diesem Verhältniß die innige Vertrau-

lichkeit gebricht, so ist es hingegen auch von den starken Schattenseiten dieser Vertraulichkeit verschont. Man darf übrigens nicht vergessen, daß dem türkischen Wesen die Gemüthsaiten fehlen und folglich die Anforderungen die sie stellen würden.

Der Ottomane liebt sein Weib nach Despotenweise als ein ihm Eigenes, er fordert Gehorsam und Respekt und findet gewöhnlich beide. Der Abendländer erscheint ihm im Verkehr mit Frauen unwürdig und unmännlich niedrig in seinem Werben, roh im Besitz und unehrlich nach demselben. Von seinem Standpunkt aus immer, vom Allgemeinen sehr oft mit Recht. Was er von dem halbnackten Weibe hält, das Ballnächte in den Armen anderer Männer durchrast, mehr für die Welt als ihr Haus lebt, überall vorlaut dreinspricht, ihre Launen als Gesetz geltend wissen will, versteht sich von selbst. —

Die Frau im Orient ist übrigens nicht so rechtlos, nicht so sehr der Willkür des Mannes preisgegeben, als man es im Abendlande gemeinhin annimmt. Das moslemische Eherecht enthält sehr ausführliche Bestimmungen.

Wir beschränken uns darauf einige derselben anzuführen.

Das Ehebündniß unter Moslemiten muß in Gegenwart zweier männlicher Zeugen, oder eines Mannes und zweier Frauen geschlossen werden.

In die verbotenen Ehen mit Blutsverwandten ist auch die Amme inbegriffen.

Hat einer zwei Schwestern zu Sklavinnen und will die eine heirathen, so muß er sich vorerst aller Rechte an die andere begeben, das heißt, sie frei machen.

In der Ehe müssen beide Theile frei sein.

Ein mannbares Frauenzimmer (13 Jahre alt) kann

nach ihrem eigenen Belieben ein Ehebündniß schließen, auch ohne Einwilligung eines Curators.

Der Curator kann eine mannbare Jungfrau nicht zur Heirath zwingen.

Die Formeln der Einwilligung zum Ehebündniß seitens der Braut, sind:

„Ich habe mich dir verheirathet“ (Nikiah), oder

„Ich habe mich dir als Eigenthum gegeben“ (Jamlik)
oder

„Ich habe mich dir geschenkt“ (Hiba), oder

„Ich habe mich dir als Almosen gespendet“ (Ssadaka.)

Wenn die Frau in Gefangenschaft gerieth, so hat der Mann die Verpflichtung sie auszulösen, selbst um den Preis seines ganzen Vermögens, „weil sie wie sein Leib anzusehen ist,“ den er doch gern erretten würde.

Wenn eine wahnsinnige Frau ihren Vater und einen Sohn hat, so ist dieser letztere ihr Curator.

Die einstweilige Ehe ist ungültig und unstatthaft.

Diese nämlich, die nichts anderes ist, als ein maskirtes Konkubinat, kommt bei den Persern vor und es wird die Frau in Gegenwart von zwei Zeugen oft nur auf mehrere Tage geheirathet.

Wenn Einer eine Freie geheirathet hat, so darf er neben derselben keine Sklavin heirathen, wol aber umgekehrt.

Mehr als vier Frauen zu heirathen ist keinem gestattet, der Sklave ist auf zwei beschränkt. Während einer Reise haben die Frauen keine Ansprüche auf eine gleichmäßige Vertheilung der Beiwohnung. Das Beste ist, daß zwischen ihnen gelooft werde.

Wenn eine der Frauen einwilligt, ihren Antheil einer

Andern zu überlassen, so ist dieses erlaubt. Jedoch kann sie ihr Wort zurücknehmen. —

Sie findet vorkommenden Falls ausreichenden Schutz vor dem Tribunal des Rabi und es steht ihr gleich dem Manne frei, die wenig umständliche Ehescheidung durchzusetzen. Sie büßt dabei die dem Gatten zugebrachte Aussteuer ein, wie der Mann seine Hochzeitsgaben, wenn er es ist, welcher die Trennung beantragt.

So leicht die Trennung den Eheleuten vom Gesetz aus gemacht wird, so kommt sie doch nicht so häufig vor, als bei Bekennern jener Confessionen, welche die Ehe unzertrennbar halten, Ehen, in denen beide Theile sich und dem Mitopfer das Dasein verbittern.

Manchmal geschieht es, daß getrennte Gatten sich wieder vereinigen. Kommt dies bei einem Paare zweimal vor, so gestattet das Gesetz die dritte Wiedervermählung nur in dem Falle, wenn die Frau inzwischen ein anderes Bündniß eingegangen hatte. Es gab deshalb in früheren Zeiten besondere Greise, welche als Ehemänner auf Miethe fungirten. Sie gingen solche Ehen gegen Entgelt ein, um nach erfüllter gesetzlicher Förmlichkeit und ohne ihre Gattinnen für eine Stunde erblickt zu haben, auf dem Plage selbst die Scheidung auszusprechen.

Das Weib des Landmannes hilft die Feldarbeit bestellen. Folglich erwirbt er so viele Gehilfsinnen, als er Frauen hat, ein Umstand, welcher die Vielweiberei ebenso fördert, wie der Grundsatz, daß alle Mädchen an den Mann gebracht werden sollen. Das Weib in der wenig vermöglichen Mittellasse versorgt mit rührigen Händen den ganzen Hausstand allein oder höchstens von einer Verwandten unterstützt.

Dienerinnen kennt man in türkischen Häusern nicht. In seltenen Ausnahmen findet man christliche Mägde, denn die Türkin dient nicht, könnte es auch kaum, wo sie sich dem Hausherrn überhaupt nicht, besonders aber nicht unverschleiert nähern dürfte. Deshalb hält man in vornehmen Häusern kaukasische und nubische Sklavinnen.

In diesem Punkt jedoch hat die neue Gestaltung der allgemeinen Verhältnisse eine Aenderung der bisherigen Gepflogenheit unausweichlich gemacht. Eben durch die finanzielle Zwangslage der Einzelnen dürfte die radicale Reform des Haushaltes und des Familienwesens mächtig gefördert werden. Einer meiner Freunde, ein Provinz-Gouverneur von altem Schrot und Korn, sagte mir unlängst: „Ich muß meiner Gattin zum mindesten drei Sklavinnen halten (meine Mutter bedienten zwanzig), denen muß ich jährlich drei bis vier Anzüge kaufen und ihnen monatlich ein Madelgeld auswerfen. Wenn sie gegen zwanzig Jahre alt sind, muß ich sie freigeben, verheirathen und Jeder eine meinem Range entsprechende Mitgift geben, zugleich aber auf Ersatz für den Dienst im Harem bedacht sein. Der Ankauf und die Aussteuer in Anschlag gebracht, kommt mich eine jede solche Sklavin mindestens auf 24,000 Piafter zu stehen, nicht gerechnet, was sie mich außerdem gleich einer Dienerin kostet. Diese Auslage wiederholt sich alle acht bis zehn Jahre. Unser jetziges beschränktes Einkommen gestattet uns nicht mehr, Sklavinnen zu kaufen. — Hier muß eine Aenderung eintreten.“

Ich habe diese Worte angeführt, weil sie einen richtigen Begriff von der meist falsch aufgefaßten Stellung der Sklavinnen geben.

Die eindringlichste Drohung einer ungefügen Sklavin

gegenüber ist, daß man sie verkaufen würde oder gar einer im Range niedriger stehenden Familie übergeben. Die Cirkassierin ist ehrgeizig, und fürchtet nichts so sehr als dies. Die Sklavin kann aber gleichfalls verlangen, daß man sie verkauft und es muß dann geschehen.

Die Behandlung, welche die Sklavin im Hause erfährt, ist rücksichtsvoll und mild; sie zählt zur Familie.

Diese der Frau dienenden und angehörigen Mädchen bleiben dem Hausherrn gegenüber in einem reinen Dienstverhältniß; knüpft er mit einer derselben heimlich intimere Beziehungen an so ist dies, fast wie im Abendland, auf seine und des Mädchens Gefahr.

Zouhra Hanum hat Verdacht, daß ihr Efendi heimlich ein Verhältniß mit ihrer Sklavin Adileh angeknüpft hat.

Sie entfernt sich, um eine Freundin in Skutari zu besuchen; derlei Besuche dauern einige Tage. Sie kehrt am nächsten Morgen zurück. Nach ihrer Ankunft läßt sie Adileh zu sich kommen.

„Ich weiß Alles. Du hast die Nacht beim Efendi zugebracht.“ Adileh erröthet und schweigt.

„Geh.“

Sie läßt ihren Gatten zu sich bitten.

Zouhra begrüßt ihn wie es die Form erheischt.

„Mein Gebieter! Hat Adileh die Nacht bei Dir zugebracht?“

Der Bey kämpft seine Verlegenheit nieder und läugnet.

Zouhra schlägt in die Hände. Es ist dies der in türkischen Häusern übliche Ruf nach dem Dienstpersonal.

Adileh erscheint.

„Tritt näher, — her, zu mir.“ Und die weiße Hand klatscht auf die hocherröthende Wange der Sklavin nieder.

„Madame, was thust Du?“ ruft entrüstet der Bey.

„Ich züchtige sie ob einer Lüge, denn sie hat mir das Gegentheil Eurer Aussage gestanden.“ — „Bereite Deine Sachen,“ sagt sie, sich zur Sklavin wendend. „Du wirst Dich sofort zu Nazireh Hanum begeben, ich habe Dich an sie verkauft.“

Der Bey hat kein Mittel, seine Frau zu hindern. — Er darf außerdem seinem Grimm nicht einmal durch sein späteres Benehmen Luft schaffen. Seine Frau ist die Tochter eines angesehenen Efendi. —

Theorie und Praxis entsprechen sich nicht immer. —

Der Harem ist kein Tummelplatz ungezügelter Sinnlichkeit; der sittliche Anstand herrscht im patriarchalischen Hausinnern als Fundamentalgesetz.

Man ersieht aus dem Gesagten, daß der Orientale sich einer weit geringeren Herrlichkeit in seinem Harem erfreut als mancher wähnt. Aber auch die Orientalin fühlt sich weit weniger unglücklich, als der Abendländer von seinem Gesichtspunkt aus urtheilend es annimmt, gewiß nicht unglücklicher als ein gutes Theil unter den Abendländerinnen ob ihrer Stellung als Frauen sind; sie verhält sich zu diesen wie Jemand, der in ein Viertel gebannt wäre, ohne sich seiner Gefangenschaft bewußt zu werden zu solchen, denen eine Stadt zum Gefängniß angewiesen ist und welche die Sehnsucht hinaus in die weite Welt verzehrt.

So sehr nun auch unwiderlegliche Gründe die Reform des ottomanischen Hausinnern als unerläßlich für den allgemeinen Fortschritt erscheinen lassen, so kategorisch die neu-geschaffenen Verhältnisse die Erhebung der Frau zur Gefährtin und in Hinblick auf die Heranbildung der künftigen Generation erheischen: so ist nichtsdestoweniger gewiß, daß

eine wahllose Nachahmung des Christlichen, oder da wir heute von einem solchen nur ganz seltene Beispiele aufzustellen vermöchten, wollen wir lieber sagen abendländisch-modernen Eheverhältnisses die schlimmsten Folgen haben müßte, für die Familie sowol als für die Frauen selber.

Die nebelhafte Freiheit, welche die abendländische Frau genießt, die lückenhaft umschriebene Selbständigkeit, die sie erworben hat, während sie doch wieder bevormundet blieb, die ungenügende Bildung, die ihr gegeben wird, haben ihr eine Zwitterlage geschaffen, unzulänglich im Schutz, aber gefährlich durch ihre Irrwege. Ihre Lage ist ein Uebergangsstadium; die alte Fessel, obschon verlängert, hemmt noch ihre Schritte, aber sie büßt gleich dem Freien, wenn sie strauchelt; die Binde, obschon gelockert, ist noch vor ihren Augen, aber sie büßt wie ein Sehender, wenn sie irrt. Ihr Loos befindet sich im Zustand acuter Krisis.

Für die Orientalin wäre der jähe Uebergang in diese Krisis das Verderben. Ihre Bevormundung ist bis jetzt eine absolute, aber diese begreift auch den absoluten Schutz in sich und kommt dem „Weibe“ in Vielem zugute. Sie erspart ihm die herbe Kenntniß des tiefen, allein zu tragenden Elends, der entwürdigenden Ueberarbeit. Keines wird mit Arbeit überbürdet, wie dies in vielen Gegenden Europas, namentlich in Fabrikstädten geschieht. Während es daselbst in den unteren Volksschichten oft jeder Spur von Weiblichkeit bar, in Elend und Trunkenheit verloren, ein herzerreißendes Beispiel krankhafter Zustände und ein ebenso scheußliches Bild der Entartung abgibt, entäußert sich die Ottomanin in der ähnlichen Lebensstellung niemals eines gewissen Anstandes. Einige Bettlerinnen ausgenommen, trägt auch die Niedrigste in ihrer Erscheinung niemals das

Elend zur Schau; der Mann, dem sie angehört, wird alles daran setzen, sie anständig erscheinen zu lassen. Auch eine brutale Behandlung, wie sie es nur zu oft beim abendländischen Pöbel erfährt, schließt der religiös humane Sinn des Ottomanen um so mehr aus, als der Mann zu keinen Erzeßten wie z. B. zur Trunksucht hinneigt. Die Bevormundung läßt es auch nicht der Verführung und seltener der Prostitution anheimfallen. Die Orientalin wurde bis jetzt in einem gewissen Zustande der Kindheit erhalten, aber das Kind genoß auch die Vorrechte, die Pflege und die Nachsicht, die man Unmündigen angedeihen läßt.

Es gilt also vor Allem, das Kind behutsam des Gängelbandes entwöhnen, die Unmündige durch Erziehung mündig zu machen, die Willenslose zur zweckmäßig Willenden heranzubilden. Aber sind abendländische Verhältnisse berufen, dem Ottomanen hierin durchwegs als Modell zu dienen? Darf die Ottomanin ohne Rückhalt in die Fußtapfen ihrer abendländischen Schwestern treten?

Ich muß mir Bedenkzeit erbitten, um mich auf diese Fragen zu äußern.

Die ottomanischen Frauen.

Durchschnittlich sind die Stambuler Mädchen zart, fast durchsichtig gebaut; ihr Wuchs überragt selten das mittlere Maß. Mächtige oder derbe Gestalten mit robustem Knochenbau treten uns fast nirgends entgegen. Selbst die Töchter aus den kaukasischen Gebirgsländern und aus Anatolien entsprechen den reckenhaften Erscheinungen der Männer derselben Gegenden nicht. Ihr Teint ist von blendender, etwas kränklich angehauchter Weiße und macht die Beihilfe der weißen Schminke, deren sich fast alle Türcinnen verschwenderisch bedienen, vollkommen entbehrlich.

Ihr Gesicht ist mehr rund als länglich. Das mandelförmig geschnittene Auge mit dem dunkeln Augapfel ist ihre Hauptschönheit, obgleich es des seelischen Ausdruckes entbehrt. Wenn es innerlich belebt wird, so ist es mehr fragend als sprechend, mehr begehrend als gewährend, mehr neugierig als verheißend. Das dunkle Haar tragen sie nach Art unserer Studenten, halblang geschnitten.

Das Mal im Gesicht wird im Orient sehr geschätzt und von den Dichtern mit vehementer Vorliebe besungen und bereimt. Diejenigen, denen die Natur diese Zierde ver sagt hat, ersetzen sie durch Schönheitspflästerchen. Die Lippen

sind voll und entschieden gezeichnet, dem etwa mangelnden Purpur hilft die Kunst nach. Eine Schattenseite an ihnen ist die Ausstattung des Mundes. Und wenn die Versemacher das landläufige Bild der „Perlenschnüre“ bei ihnen zur Anwendung bringen, so muß man dabei oft die braunangehauchten Perlen verstehen. Das nationale Werkzeug zum Zähneputzen ist ein Stäbchen von einer besonderen, faserigen Holzgattung, welches, am Ende gefranst, statt eines Bürstchens dient. Ihre Stimme hat meist einen angenehmen Wohlklang. Der Klang hat etwas volles. Selten beleidigt uns ein schriller oder kreischender Ton. Sie führen ihre Conversation, sobald das Eis der Förmlichkeit gebrochen ist, mit großer Lebendigkeit und Volubilität, ihre Ausrufe namentlich üben, durch eine Mischung von naiver Unmittelbarkeit mit herausfordernder Absicht, einen eigenthümlichen Reiz. Zum Ausgang kleiden sie sich in eine Art Dominomantel, der dem Zweck vollkommen entspricht, wenn er dazu bestimmt ist, die Trägerin zu entstellen. Dieser formlose Ueberwurf (Feradje) ist aus Merino, manchmal aus Seide oder Atlas, im Winter aus Tuch. Einst wählte die Osmanin nur helle Farben, die dunklen kennzeichneten die Ungläubigen, heute hingegen ist schwarz die vornehme Farbe.

Um die Pflege des Körpers, der Taille und des Fußes sind sie wenig bemüht. Das europäische Nieder ist noch eine vereinzelte Erscheinung in den ottomanischen Harems und der fremde Schuh-Import ist der formlosen, weichen Beschuhung aus gelbem Saffianleder gegenüber noch immer im Nachtheil. Dieser Lederstrumpf, so könnte man ihn nennen, gestattet dem Fuß eine willkürliche Ausdehnung und verleiht in Verbindung mit dem Pantoffel (d. i. Schlappschuh) dem Gang jene nach vorwärts schleifende ruckweise

Bewegung, die Keinem, selbst nicht dem glühendsten Bewunderer, zu sagen erlaubte, „sie trippelt, hüpfst, schwebt.“ Wo die fränkische Stieflette die nationale Beschuhung verdrängt hat, wie z. B. in der eleganten Damenwelt, mußte sie sich bei der Annahme eine freie Uebersetzung in bunte, gestickte Seide oder in hellfarbiges Leder gefallen lassen.

Auf dem Scheitel über dem Haar ist das dreieckig gelegte Kopftuch, die national-locale Coiffure, mit zwei Steinnadeln gesteckt. Das Ueberkleid (Entarie), dessen beide, d. h. die vordere und die rückwärtige Schleppe zwischen den Beinen kreuzweise durchgezogen und in dem Shawlgürtel aufgesteckt werden, hauscht sich um die weiten Beinkleider aus dem gleichen Stoffe.

Das schrankenlose Sichgehenlassen der Bekleidung, verbunden mit dem Hang zur Gemächlichkeit, mit dem übermäßigen Gebrauch von Dampfbädern, mit der üblichen Sitzweise auf gekreuzten Beinen, verhilft der ottomanischen Städterin bald zu jener schwammigen Ueberfülle, in welcher die natürliche Beweglichkeit der Jugend rettungslos untertaucht. Und diese allorts zu rasch entschwindende Jugend währt unter dem orientalischen Himmel kaum länger als ein Mainachttraum. Die aufbrechende Knospe welkt, fast ehe sie sich voll zur Blume entfaltet hat. Dem Sommer der Orientalin folgt kein zögernder Herbst mit seinen fesselnd melancholischen Dämmerfarben, mit seinem energischen Aufschwung, letzte Sonnenlust zu schlürfen. Die reife Frucht der Schönheit fällt bereits auf einen winterlichen Boden. Aus der Frühreise der Matrone tritt uns zugleich die Welkheit der Greisin entgegen.

Die ottomanische Frau pflegt mit vieler Sorgfalt und mit nicht geringer Virtuosität die Malerei an ihrem Gesicht,

wie bereits erwähnt, an ihren Lippen und namentlich an ihren Augen. Mittels Rasirmesser und Farbe werden die gewöhnlich üppigen Augenbrauen zum scharfen Bogen gewölbt, mittels eines schwarzen Pulvers werden die Augenlider gegläntzt und die Augenwinkel verlängert. Unsere Schauspielerinnen, womit ich andere Damen nicht etwa ausschließen will, könnten der Türkin hierin noch manchen Verschönerungskniff ablernen. Das Färben der Nägel mit kupferrothem Hennah ist durch den französischen Handschuh bereits gänzlich in die unteren Schichten des Volkes verdrängt worden.

Die Ottomanin besticht dadurch, daß sie vollkommen Weib und zugleich Kind ist, obschon ihre Weichheit nichts vom sinnigen, oft rührenden Zauber hat, den wir nordischen Mädchenidealen leihen. Auch das was wir unter zierlich, niedlich verstehen, fehlt ihr nicht weniger als der energisch herausfordernde Reiz, welcher namentlich an slavischen und magharischen Frauen verführt und von welchem manche Cirkassierin gestreift erscheint.

Die Dame der höheren Stände beschäftigt sich mit ihren Kindern und mit ihrem Haushalt kaum mehr als die meisten ihrer Schwestern im abendländischen high-life, mit dem Tages- und Haremsklatsch kaum weniger als diese und ist häufig im Hause — nicht anzutreffen; sei es nun, daß sie zu Besuch oder auf öffentlichen Promenaden, sei es zur Durchmusterung der Mode- und Juwelierladen oder aber zu Fahrten im Coupé oder im Kaïk (Bosporbarke) auswärts weilt. Doch nicht immer ist sie bloß zu müßigem Treiben außer Haus. Oft besorgt sie die Angelegenheiten ihres Gatten und hilft an den unsichtbaren Fäden knüpfen, die aus und durch die Harems bis zu den Spitzen der Re-

gierung laufen. Der Einfluß der Frauen scheint durch ihre öffentliche Ausschließung vom Markt des Lebens durchaus nicht gemindert, sondern er scheint indirekt einzuholen, was ihm direkt versagt wird. Die Geschichte registriert manche einflußreiche Frau, so wie einige geistig Strebende.

Unter den Ersteren nimmt die Walideh Kössem Sultan einen hervorragenden Platz ein, sowol des Einflusses wegen den sie geübt hat, als durch ihre bedeutende Persönlichkeit. Sie war als Waise eines armen griechischen Landpopen zurückgeblieben und soll nicht so sehr durch Schönheit gegläntzt, als sich durch Anmuth und Grazie, durch ihren Gesang und Tanz und besonders durch geistvolle Antworten ausgezeichnet haben.

Ehrgeizige Weiber brachten sie nach Stambul und durch Vermittlung des Kizlar Aga in das Serail.

Unter den Odalisten hielten die Griechinnen stets den Cirkassierinnen die Waage.

Damals, es war im Jahre 1610, herrschte Achmed I., der 14. seines Stammes, der an einem 14. zur Welt gekommen war, mit 14 Jahren den Thron bestieg und 14 Jahre in sybaritischer Herrlichkeit regierte. Kössems Unterhaltung gefiel ihm, aber des Weitern hatte er ihrer nicht Acht. Ihr Stolz und ihr Ehrgeiz mochten unter der Zurücksetzung empfindlich leiden, aber sie schwieg und blieb nichts desto weniger heiter. Sie sah verschiedene ihrer Genossinnen durch die höchste Gunst beehrt und vom Gebieter — wenn man will — geliebt. Der Gunst folgte die Gleichgiltigkeit, das Vergessen, Kössem fuhr fort, den Sultan mit ihrer anregenden Unterhaltung zu zerstreuen.

Endlich kam ihre Zeit, sie sah den Herrn über Alle in ihren Armen und bald zu ihren Füßen. Als sie ihm

einen Sohn schenkte, freilich nur einen Zweitgeborenen, also voraussichtlich einen Prinzen, der einem blutigem Ende geboren ward, überragte ihr Einfluß Alles, der Sultan lebte nur mehr für sie und durch sie.

Man murmelte von Liebestrank und Zauber.

Achmed entnahm dem Schatz die werthvollsten Rubinen, jeder eine Stadt werth. Kössem die prächtige, steingeschmückte, nestelte sie in ihre Ohren. Aber es galt ihrem Sohn die Thronfolge, sich die Herrschaft zu sichern. Der Bruder und der Erstgeborene des Sultans standen zwischen ihren Söhnen und dem Thron. Achmeds Bruder, Mustafa, war schwachsinnig. Dieser den Ottomanen ehrwürdige Zustand und verschiedene Dmen, die den abergläubigen Achmed am Entschluß hinderten, hatten Mustafa zu wiederholten Malen vor dem üblichen Ende bewahrt. Das letzte Mal, als Achmed ihm die verhängnißvolle Schnur zugesandt hatte, erschreckten ihn heftige Unterleibskrämpfe; er widerrief auch diesmal den Blutbefehl, was Kössem zur Aeußerung veranlaßte, „der Prinz verdankt sein Leben nicht bloß dem Bauch seiner Mutter, sondern auch dem Bauch seines Bruders.“ Sie setzte übrigens ihren ganzen Einfluß ein, um ihm das Leben zu erhalten und bewog den Sultan, ihm die Nachfolge zu lassen. Besser dünkte ihr das Provisorium eines Schwachsinnigen, als ein Definitivum unter dem Sohne einer Rivalin. Achmed starb erschöpft in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre.

Die Minister waren Kössems Kreaturen und ihr Einfluß blieb ungemindert. Aber ein Aufstand stieß den Sultan schatten vom Thron ins Gefängniß und verbannte sie selber hinter die Mauern ihres traurigen Wittwenstübes. Was sie hatte verhindern wollen, traf ein: Osman, der Erstgeborene

Achmeds, der Sohn einer Rivalin, umgürtete das Schwert, vom Jubel Aller begrüßt; ihre Pläne schienen für immer vernichtet: Osman war bemüht, die Hoffnungen des Volkes glänzend zu rechtfertigen und erwies sich als echter Sproß der ersten Osmanenkaiser.

Vier Jahre später — es war eine bange Ewigkeit für diese Frau und zugleich eine strenge Schule für ihren hochfliegenden Geist, — vier Jahre später fiel Sultan Osman unter den Streichen der empörten Janitscharen, die in ihm einen Feind ihrer Willkür erkannten, und der schwachsinnige Mustafa wurde aus seiner Dervischklaue widerstrebend auf den Thron zurückgebracht. Die Ermordung Osmans wälzte einen Stein aus dem Weg Kössems, aber ihre Lage blieb trotzdem sehr bedenklich. Die Umgebung Mustafa's beließ sie in ihrer Abgeschlossenheit und sie mußte für ihre Söhne zittern, waren diese jetzt doch die nächsten Thronerben.

Kössem beschränkte sich nicht auf fruchtlose Befürchtungen, sondern machte sich entschlossen daran, ihnen den Grund zu nehmen. Im Augenblick, wo ihre Bemühungen gereift waren, ward der Todesbefehl gegen sie und ihre Söhne geschleudert. Zu spät! sie hatte ihn vorhergesehen, und die Henker fanden ein leeres Nest. Ihr Sohn Murad bestieg, als der Vierte seines Namens, den Thron.

Kössem war Valideh Sultan.

Beim Ableben dieses unerbittlichen Despoten, der während seines 13-jährigen Regimentes den Sieg von Neuem an die Fahnen des Halbmond fesselte und trotz seiner blutigen Strenge zu den populären Monarchen zählt, gelang es ihr, dessen Bruder Ibrahim die Nachfolge zu sichern. Sie hatte diesen dadurch am Leben erhalten, daß sie ihn den Blödsinnigen spielen ließ. Nun war es schwierig, den als Blödsinnigen

sinnig ausgeschrieenen zu rehabilitiren und auf den Thron zu setzen. Aber das schwierigste gelang ihrer Ueberredungskunst.

Ibrahim umgürtete das Schwert.

Sie begünstigte seinen unmäßigen Hang zur sinnlichen Ausschweifung, um ihn von den Geschäften abzulenken und schien auch diese Politik oft gegen sie ausschlagen zu sollen, so blieb ihre Klugheit doch immer Siegerin über die Macht-haberinnen einer Nacht.

Wo die Klugheit nicht ausreichte, schritt sie rücksichtslos zur Gewalt. Als ihr in einer Armenierin, die Ibrahim trotz ihrer mittelmäßigen Reize und einzig wegen ihres riesenhaften Wuchses leidenschaftlich liebte, eine gefährliche Rivalin um die Macht erstand, entledigte sie sich derselben durch eine Einladung zu Tisch. — Ibrahim hatte diesem Weibe gegen alles Herkommen die Provinz Damaskus verliehen. Aber die unmoralische Politik, auf welche Kössen ihre Herrschaft gründete, sollte sich dennoch an ihr rächen und ihr Geschick zu einem tragischen gestalten.

Der Lebenswandel Ibrahim's mißfiel dem Volk, die Intrigue, die sich dieser Stimmung bemächtigte, wußte die Mutter zu gewinnen und sie über die Tragweite und die Endziele des Anschlages im Unklaren zu erhalten. Es sollte auf den Sultan in einem besonderen Falle durch eine Scheinkundgebung gewirkt werden. Als die Bewegung zum Ausbruch gelangt war, erkannte Kössen sehr bald ihren Irrthum, aber zu spät. Ihr Sohn, ihre Puppe wurde gestürzt, ihr siebenjähriger Enkel wurde auf den Thron getragen.

Zwar dem oberflächlichen Urtheil konnte sie jetzt im Vollbesitz der Herrlichkeit erscheinen, führte sie doch die Regentschaft für ihren unmündigen Enkel Mahomed IV.

Einem schärferen Blick konnte es aber nicht entgehen,

daß sie den Gipfel ihrer Herrlichkeit bereits überschritten hatte. Die Strahlen mochten noch blenden, in den prächtigsten Farben blenden, das Gestirn war schon im Niedersinken.

Das Reich befand sich in dem sonderbaren Fall, zwei Walidehs zu haben und sie mußte die Regentschaft mit der Mutter ihres Enkels theilen.

Diese, Turchan Sultan, war jung, schön, begabt und erfreute sich allorts großer Sympathien. Der Minenkrieg entbrannte im Serail auf das Heftigste zwischen den beiden Machthaberinnen. Kössem behauptete zwar noch immer das Feld, aber sie vermochte nicht, ihre Gegnerin zu vernichten. Diese sammelte sich in Geduld und verlegte sich auf's Abwarten.

Kössem hatte eine Favoritin, Namens Mülki Kadın, die sie in so auffälliger Weise begünstigte, daß das Verhältniß zu allerlei Nachreden Anlaß gab. Mülki Kadın ging im Mißbrauch ihrer Stellung so weit daß sie, entgegen allem Brauch und aller Sitte, sogar im Divan erschien und an den Berathungen der Beziere Theil nahm.

Diese Taktlosigkeit, die großes Aergerniß verursachte, wußte Turchan zu benutzen. Die Janitscharen erhoben sich und der Kopf Mülki Kadins mußte ihnen zum tiefen Schmerz der Großwalideh gewährt werden. Turchan, durch diesen Erfolg ermuthigt, machte weitere Anstrengungen, um ihre Partei zu erheben. Kössem, von Allem unterrichtet, begriff den Umfang der wachsenden Gefahr. Der letzte Trumpf mußte ausgespielt werden, und was sie zu müssen eingesehen, das war gethan. Die Mutter ihres zweiten Enkels, Majama, war eine widerstandslose, unbedeutende Natur und ihr ergeben; Soliman sollte die Stelle seines Bruders einnehmen. Der Aga der Janitscharen, Kössem's

Kreatur, berief auf ihr Geheiß einen „Ghalabe Divan“ (regellofen Rath) der die Absetzung des Sultans aussprach. Die Verschwörer, ihrer Sache sicher, hatten den Großvezier berufen und ihm ihren Beschluß mitgetheilt. Der Großvezier gab sich den Anschein beizupflichten, eilte aber sofort in's Serail, benachrichtigte Turchan Sultan, berief schnellst ihre Anhänger und seine Freunde und nahm energische Maßregeln zur Gegenwehr. Die aufrührerischen Janitscharen fanden die Eingänge, auf welche sie gerechnet hatten, verschlossen, man hatte sich der Parteigänger Kössem Sultans, ihrer Verbündeten im Serail versichert.

Dessenungeachtet war die Lage sehr bedrohlich und erheischte außerordentliche Maßnahmen. Der Mufti ließ sich nach langem Weigern endlich bewegen, den Fetva gegen die Großwalideh und Reichsregentin zu erlassen und das kaiserliche Kind mußte das Todesurtheil seiner Großmutter unterzeichnen. Die Eunuchen und Pagen drangen zu den Gemächern, wo sie wachte, um den Ausbruch des Aufstandes zu erwarten, der ihren Enkel Mahomed und dessen verhaßte Mutter stürzen sollte. Der Aufstand tobte an den Mauern des wohlgehiitheten Palastes, innerhalb derselben herrschte aber ihre Feindin Turchan.

Als die Eindringlinge die Pforten erbrochen hatten und in das letzte Gemach eindringen, war es leer. Verstürzt wollten sie sich entfernen, als einer von ihnen auf einen Wandschrank aufmerksam wurde und ihn aufsprengte.

Vor ihnen stand Kössem Sultan.

Ein prachtvoller Bobelpelz wie Sacher-Masoch ihn nicht tadelloser für seine Heldinnen wünschen konnte, kleidete die hehre Gestalt, Demantströme rieselten an ihr herab.

Die Majestät ihres Anblicks ließ die Pagen stutzen.

Sie bemerkte dieses Schwanken und warf einen Regen von Perlen und Bechinen unter sie. Zugleich schickte sie sich an zu reden. Gelang es ihr, den Zauber ihrer Rede wirken zu lassen, so war sie gerettet, ja — vielleicht wandte sich das Blatt. —

Sie begann. Schon der wunderfame Schmelz ihres Tones — er hatte die Zeit überdauert — ergriff die Empfindlicheren. Da ermannte sich der Page der den Schrank erbrochen hatte: „Still, Verrätherin,“ schrie er, „Du sollst uns nicht wieder bethören“ und riß sie mit einem gewaltigen Ruck zu Boden.

Wie die Meute über die erschöpfte Hindin, so wälzten sich jetzt die Eunuchen auf ihr Opfer und rissen den Schmuck und die Gewänder von dem erlauchten Leib. Erstarrt von diesem ungeheuren Frevel und lautlos, wie betäubt, ließ sie sich nach einem abgelegenen Seitenhof des Serails schleppen. Nur als der Page, es war ihr Entdecker und erster Angreifer, ihr die Schnur um den Hals zog, fuhr sie empor und biß ihn in die Hand, daß er vor Schmerz aufschrie.

Er schlug ihr mit dem Handjargriff über das rechte Auge, worauf sie in Ohnmacht versank.

Nun erst konnten ihre Henker die Schnur zusammenziehen. Sie zuckte und blieb ohne Regung. Die Eunuchen ließen sie als todt und entfernten sich, um Turchan Sultan die Kunde zu überbringen und von ihr den Lohn zu empfangen.

Aber Kößsem Sultan schien der gemeinen Sterblichkeit zu trotzen, wie sie der Zeit Hohn gesprochen hatte. Ihre Hand fuhr krampfhaft nach der Schnur und sie erhob das Haupt.

Noch konnte sie gerettet sein, aber ihr Stern war er-

löschen, ihre Zeit entschieden abgelaufen. Der Page, ihr erster Angreifer war zurückgeblieben, wie gebannt an die herrliche Leiche. Ein Ruf von ihm, die Schaar kehrte zurück und Kössem Sultan wurde schonungslos zum zweitenmal erwürgt, um nie wieder zu erstehen.

So endete diese merkwürdige Frau, die sich aus der Niedrigkeit auf den höchsten Gipfel der Macht empor geschwungen hatte.

Gefährtin, Mutter und Großmutter von vier Kaisern geworden war, deren gewaltiger Einfluß 40 Jahre hindurch im Serail und im Reiche vorherrschte, und in einer Regentenschaft seinen offiziellen und legitimen Ausdruck fand.

In verschiedenen Punkten weist Kössem Sultan eine gewisse Verwandtschaft mit der medizinischen Katharina auf, der Mutter der letzten Könige aus dem Hause Valois.

Eine ungewöhnliche, man könnte sagen, dämonische Natur, die durch keinerlei Religiosität gemildert, sondern nur durch das Zielbewußtsein gezügelt wurde, seltene Gaben des Geistes, die durch kein Wissen, sondern nur durch die Schule des Lebens gebildet worden waren, eine männliche Energie des Charakters bei allen verführerischen Grazien des Wesens stempeln sie zu den außerordentlichen Erscheinungen nicht nur unter den Ottomaninnen, sondern ihres Geschlechtes überhaupt.

Sie war bei ihrem schrecklichen Ende trotz ihrer 70 Jahre ungebrochen an Gesundheit, Geist und Energie.

Die stambuler Dame zeichnet sich im Umgang durch eine den Landes sitten entsprechende würdige Haltung aus die der gewinnenden Natürlichkeit ihres Wesens jedoch keinen Eintrag thut. In den Umgangsregeln ist sie ebenso bewandert wie der Efendi, wenn auch die Durchführung der Etikettefragen in den Harems weniger scharfe Konturen auf-

weist. Sie macht Staat nur, wenn sie zu Besuch geht, im eigenen Hause empfängt sie im einfachsten Hauskleid Gleichstehende und Höhergestellte mit Pantoffeln an den Füßen, Geringere auch in Strümpfen. Mit Straßenschuhen in den mit Teppichen bespannten Gemächern herumzusteigen, gilt nach ottomanischen Begriffen über Comfort, Reinlichkeit und Lebensart eben so unschicklich, wie wenn man sich bei uns gestiefelt zu Bett legen würde. Die Art und Weise des Sitzens läßt dies begreiflich finden, wenn es nicht schon an und für sich als sehr gerechtfertigt erscheinen müßte.

Daheim nimmt die ottomanische Dame manchmal auch den Sticrahmen zur Hand. Ihre Handarbeiten zeigen von Geschick, Fleiß und wo sie ihren ausgebildeten Farbensinn entwickeln kann, von Geschmack.

Die Cigarette, bei den älteren auch der Tschibuk, und das Mokka-Gebräu versüßen ihr die träumerischen Mußestunden des Reis. Wovon träumt sie? Welches Ideal schwebt vor ihrer Seele? Wer wagte das zu bestimmen? Und doch glauben wir kaum zu irren, wenn wir annehmen, es sei in den meisten Fällen das neue Pariser Coupé der Frau des K., oder der Schmuck, den die Kadın F. bei Gelegenheit des letzten Hochzeitsfestes trug, oder der prachtvolle Stoff, der im Bazar eben ausgestellt wurde, oder die „points d'Alençon“, die in der Weltausstellung — doch wohin verirre ich mich? Wir sind ja am Bosporus und nicht an der Donau, ich spreche von ottomanischen Frauen und nicht von einigen mir bekannten Wienerinnen.

Ein Gemach für sich, ein Boudoir ist dem Bedürfniß der Orientalin fremd; sie circulirt im ganzen Raum und läßt sich nieder, wo es sich eben trifft. Des Nachts breiten

die Sklavinnen, gleichviel wo, ihre Matrazen und Bettgegenstände aus.

Die Orientalin wie der Orientale kleidet sich für die Nacht besonders an; selbst im Schlaf sind sie zum Ausbruch bereit.

Auf Promenaden bewegen sich manche Damen zuweilen mit einer uns unbegreiflichen Freiheit. Sie drücken z. B. ihr Wohlgefallen an einem ihnen gefälligen Jüngling mit einer naiven Ungezwungenheit aus, die jene der Italienerinnen in gleichen Fällen übertrifft. Es gibt Deren, welche die Koketterie so weit treiben, daß der Europäer, der da zu Hause gehört hat, der Blick einer Türkin bringe dem Angestachelten den Tod, sich einem schrecklichen Verhängniß unrettbar verfallen wähnen muß, wenn er in der angedeuteten Weise zum Gegenstand ihrer Herausforderungen wird. Aber die muthwilligen Schönen scherzen und kichern und grüßen, und der schwarze Tugendwächter steht theilnahmlos am Wagen und betrachtet stumpf — die Geschirre der Pferde.

Freilich gibt es unter den Muselmaninen auch „fahrende Fräulein“, welche das unkundige Auge nicht allso gleich als solche von jeder Dame zu unterscheiden vermag. Entlehnt doch auch im Abendland die Halbwelt gerne den Schein der großen Welt. Wie, oder wäre es etwa umgekehrt?

In der muselmanischen Welt erkennt man die Cameliendamen an einer überdrastischen Anwendung von rother Schminke und Schönheitspflästerchen, an der mittels Ebenholzschwarz stramm durchgeführten Verbindung der Augenbrauen, an einer hyperkühnen Nuancenwahl in der Farbe der Handschuhe und Stiefletten (erstere allenfalls rosenfarbig, letztere z. B. giftgrün) und schließlich und insbesondere an

den ruhelos hastigen Bewegungen, wie an den dreist einschneidenden Blicken.

Die Pflege ihres Gewerbes wird ihnen übrigens recht sauer gemacht: von einer freien Ausübung desselben kann ohnehin nicht die Rede sein, wo die Autorität jenen Weib=leins, die keinen natürlichen Beschützer haben, ihr amtliches Protectorat aufzetrohrt. Der Imam als Viertelmeister und Sittenwächter hat ein scharfes Auge auf das seiner Obhut anvertraute Quartier. Freilich meist vergeblich, denn „Weiberlist — Dämonenlist“ gilt auch unter den Cypressen. Manchmal aber, wenn er in einer schlaflosen Nacht nichts Besseres zu unternehmen weiß, als seines Amtes zu walten und der Moral zu dienen, umspäht er das verdächtige Haus und erspäht dann wol einmal auch einen verdächtigen Schatten, der sich im Dunkel des Hausthors verdächtig verliert. Dann hebt er mit der Scharwache und einigen würdigen Nachbarn das Nest aus und entführt, wenn der Ueberfall (baskin) glückt, unter dem Halloh der Sicherheitsmänner und der Entrüstung sämtlicher aufgeschreckter Basen und Bäschen der Nachbarschaft den heißblütigen Galan (hsenpara) in das Wachtthaus. Von dort wird er erst mit nächstem Tag entlassen. Die Sünderin aber — wird auf einige Tage — Wochen hinter Schloß und Riegel gesetzt und kann, da die Einwohner eines Viertels berechtigt sind, zu bestimmen, wen sie als Mitbewohner dulden wollen und wen nicht, aus dem Stadttheil ausgewiesen werden. Wehe aber, dreimal Wehe dem Imam, wenn es der Ueberfallenen gelang, ihren Mitschuldigen zu verbergen oder entwischen zu lassen. Dann wird der eifrige Imam von ihr, ob Verletzung des Hausfriedens belangt und kann dafür sogar seines Amtes entsetzt werden. Das Vergehen der Harember=

lehung wird selbst durch den üblen Ruf der Klägerin wenig gemildert.

Die ottomanische Anschauungsweise anerkennt keine besondere Klasse von „Verlorenen“, die zuchtlosen Weiber werden von Fall zu Fall und nur in Folge eines bestimmten Vergehens auf frischer That bestraft.

Die Männer, die auf Seitenwegen galanten Abenteuern nachlaufen, sind vor dem Tribunal der ottomanischen Gesellschaft durch das türkische aib (shoking) als leichtfertig gebrandmarkt und mißachtet. Man sieht, das Gewissen der ottomanischen Gesellschaft ist in diesem Punkte zarter als das der abendländischen.

Es ist schwierig, die Türkin als rein typisch hinzustellen. Das kaukasische Element ist in der Frauenwelt mit dem ottomanischen oft und eng verquickt.

Ich habe vorher von den Cirkassierinnen gesprochen, die für den Dienst der Frau bestimmt sind. Es erübrigt mir noch, Jene zu erwähnen die in früheren Zeiten der vermögliche Mann für sich kaufte, um sie zur Odalik (Zimmergefährtin) zu machen. Dieser Handel hatte für die Betreffende durchaus nicht den entwürdigenden Sinn den ihm der Europäer beilegt, sowie die Sklavin nie eigentlich das war was er unter diesem Worte versteht. Der Kaufschilling wurde als eine Art Morgengabe an die Eltern gezahlt. Die kaukasischen Bergvölker setzten einen besonderen Ehrgeiz darein, ihre Kinder nach dem prächtigen Stambul zu verkaufen, und diese wünschten es nicht minder sehnlich. Sie zogen für ihr Köpfchen das seidene Kissen dem Strohpfühl, für ihre reizende Person das goldene Haremgitter der Berghütte ihrer rauhen Heimath vor.

Die Stellung der Odalik ist die einer angetrauten

Gattin. Sobald sie ihrem Herrn ein Kind gebiert, ist sie frei. Ihr Kind ist legitim, denn der Ottomane weiß ebenso wenig etwas von dem Vorurtheile einer „Mißheirath,“ als von dem außerehelicher Nebenfinder. Sind doch die Sultane und die kaiserlichen Prinzen Söhne von Sklavinnen. Der Sultan heirathet niemals eine Türkin, sondern wählt stets eine Odalik, die durch seine Wahl zur Kadın (kaiserlichen Frau) erhoben wird und als solche ihren vollkommenen Hofstaat erhalten muß; wenn sie einen Prinzen gebiert, so heißt sie Hasseli Sultan. Die Betonung dieses Umstandes dürfte genügen, die phantastischen Vorstellungen, als ob der Sultan nach Laune heute diese, morgen jene der Serailssklavinnen ohne Weiteres mit seiner Gunst beehren würde, auf nichts zurückzuführen. Die Khalifen-Sultane denken anders von ihrer Würde. Was sie berühren, ist erhoben und bleibt es auch, wenn das Motiv der Gunst verschwand. Im kaiserlichen Harem wohnt nur je Eine Kadın — die übrigen zahlreichen Frauen bilden ihr Haus und versehen ihren Dienst.

Jene Sultane übrigens, welche von ihrem Vorrecht als Khalifen den unmäßigsten Gebrauch gemacht hatten und dadurch bei ihrem Volk in Mißcredit gerathen waren, stehen nicht ohne Gegenstücke auf den abendländischen Thronen da.

Ich habe früher angedeutet, daß die cirkassischen Mädchen selber wünschen, nach Stambul verkauft zu werden. Sie wissen, daß sie herrschen und ihre Herren zu ihren Füßen beugen werden. Fast Jede, die nach dem Goldenen Horn kommt, träumt sich in die Räume des Sultanpalastes. Das landläufige Kompliment alter Gevatterinnen an junge Sklavinnen ist: „Inschallah (Wenn es Gott gefällt) wirst du Hasseli Sultan werden,“ worauf die Kinderlippen murmeln:

Inschallah! Die Cirkassierin hat eine stark ausgeprägte Individualität, ungleich der Türkin, aber ähnlich den Ungarinnen, Polinnen und Französinen, die oft männlichen Geist besitzen und ihre Gatten heirathen, anstatt von ihnen geheirathet zu werden, dieselben absorbiren, anstatt von ihnen absorbiert zu werden.

Sie ist durchweg härter und energischer als die Ottomanen, hat Anlagen zur Intrigue, viel Selbstbeherrschung und weiß ihre Absichten wol zu verbergen, bis sich die geeignete Gelegenheit bietet, sie auszuführen. Sie versteht es, lächelnd zu vernichten und die Rache „kalt“ zu genießen.

Zefié, eine Cirkassierin, ehemalige Sklavin des kaiserlichen Serails, nun an einen General verheirathet, war Mutter eines Söhnleins, dessen Schönheit sie mit etwas vorlautem Stolz bei jeder Gelegenheit der Bewunderung ihrer Freundinnen aufdrängte. Dieses Prahlen berührte insbesondere eine derselben die kinderlos geblieben war, auf das Unangenehmste. Zuleima hatte, um ihre Einsamkeit zu beleben, sich Vögel angeschafft, vom gelehrten Kakadu bis zum sprechenden Staar, dressirte Kanarienvögel, Nachtigallen, Silberfasanen, kurz, von jeder Gattung die besten und seltensten. Ihr Vogelhaus war ihr Stolz und ihre Freude, ob es auch ihren brennenden Neid auf die glückliche Mutter nicht mindern konnte.

Eines Tages, — der kaiserliche Harem befand sich im Bad mit Ausnahme Zuleimas, — läßt diese das Söhnlein Zefiés zu sich kommen, überschüttet den Kleinen mit Liebkosungen und Süßigkeiten, wobei sie ihn entkleidet. Im Nu haben sich ihre Sklavinnen daran gemacht, den Knirps vom Kopf bis zur kleinen Zehe mit Hennah zu färben. Man läßt ihn trocknen und der Kleine, stolz ob seiner neuen

dunkelrothen Krebshaut, eilt hochvergnügt ins Bad, um sich dort bewundern zu lassen. Er stürzt jubelnd auf seine Mutter zu. Bekié Hanum schreit entsetzt auf:

„Was ist das? Was will dieses kleine Ungethüm?“
Man drängt ihn nach rechts, man stößt ihn nach links, der Kleine beginnt zu heulen, man besprengt ihn mit warmem Seifenwasser, er pustet, er kirt!

Da erscheint an der Schwelle Zuleima und wendet sich strahlend zu Bekié.

„Hanum, es ist dein Sohn!“

Geheul des Kindes. Ein Schrei der Verzweiflung, schallendes Gelächter. Tableau! Der Junge lief wochenlang als Rothhaut herum.

Der Friede wurde unter Vermittlung der kaiserlichen Radin, deren Ehrendamen die Beiden waren, geschlossen. Zum sichtlichen Zeichen der Versöhnung veranstaltete Bekié, die Mutter des kleinen Hummers, ein glänzendes Frühstück. Man war guter Dinge, scherzte, lachte und aß mit gutem Appetit.

Die Hauswirthin bat ihre Gäste, sich für das Schlußgericht ein „Model-pilaf“ zu schonen. Das Model-pilaf erschien und entsprach wirklich der vorhergegangenen Anpreisung. Der Reishügel mit Geflügeltheilen gespickt, verschwindet unter den kleinen Zähnen. Köstlich! Einzig! Nie dagewesen! Zuleima, eine leckere Kennerin, ergeht sich in den wärmsten Lobsprüchen: Dieses Pilaf wird als Schah aller Pilafe erklärt! — Die Kochkunst hat ihr Meisterstück geliefert. Zuleima wirft einen kostbaren Ring in die leere Schüssel für den Koch.

Da erhebt sich Bekié und wendet sich mit anmuthigem Lächeln gegen Zuleima: „Ich nehme Ihre Anerkennung

meines Pilaf als aufrichtig an. Es verdient sie, Maschallah! Wie sollte es auch anders sein? Ist es doch mit gut ausgewählten Vögeln gewürzt, mit seltenen Vögeln, mit — Zuleima erbleicht —

Konnte ich Ihnen etwas Vorzüglicheres bieten? — Mit ihren eigenen Vögeln.

Zuleima sinkt in Ohnmacht und murmelt nur noch: „So bin ich denn die Waise meiner Vögel.“ —

Negerinnen wurden selten zu Odaliken gemacht. Wo dies aber geschah, hatte der Mann gewöhnlich nicht das schlimmste Theil erwählt. Nicht alle Negerinnen haben wollige Haare und aufgedunsene Büge gleich jenen von den uns häufiger bekannten Stämmen aus den feuchten Niederungen. Diese, weil verhältnißmäßig billig, wurden für den Haremdienst gekauft. Doch hin und wieder verirrte sich auf den Sklavenbazar von Kairo oder Stambul ein dunkelhäutiges Mädchen aus den trockenen Gegenden Central-Afrikas. Eine solche Negerin steht in der Gesichtsbildung unseren Schönheitsbegriffen nicht allzu fern. Das Typische der Aethiopierin ist darin zur Würze der Eigenartigkeit gemildert, und sie besitzt einen musterhaft gebauten Körper, schlank, elastisch, von reinstem Ebenmaß. Sie ist durchwegs Weib und Natur, jung von Blut und Herzen, kindlich ergeben, nie sicher zu gefallen und stetig bemüht Alles zu thun, um weniger zu mißfallen. Sie vergöttert ihren weißen Besizer und ist ihm rückhaltslos, mit voller Liebe zugethan.

Doch um auf unsere Haupt- und Titelperson zurück zu kommen. — Mit der Neußerlichkeit der Ottomanin glauben wir uns genügend befaßt zu haben und so liegt uns noch die allerdings schwierigere Aufgabe ob, einige allgemeine Büge ihrer Psyche zu erfassen.

Die Ottomanin ist durch die äußeren Schranken, die ihren Horizont einengen und ihr den schmalpurigen Lebenspfad knapp abstecken, jeder angespannteren Seelenthätigkeit, jedes inneren Kampfes enthoben. Dadurch wird ihr mit der Möglichkeit der Irrung auch die einer sittlichen Läuterung, einer individuellen Erhebung genommen. Sie ist sinnlich, aber ihre Sinnlichkeit bleibt elementar, ohne durch seelische Anregung eine Vergeistigung, und ohne — in den Städten — durch einen steten Contact mit der Natur eine Verjüngung zu erfahren. Hingegen wird der Ausdruck ihrer Sinnlichkeit nie an das Rohe, Widerliche streifen, denn die Ottomanin, selbst in den untersten Schichten, verleugnet in keiner Lage das „ewig Weibliche“, und auch in den Fällen wo sie der Prostitution anheim fällt, wird sie nie ausarten wie die Abendländerin, namentlich Jene germanischer Rasse. Es dürfte dies hauptsächlich daran liegen, daß bei ihr der Bruch mit der Sitte sich vielmehr als ein äußerlicher, denn als ein tief innerlicher darstellt. Sie überspringt eine Schranke, sie sündigt, aber wird nicht gewalttham aus einer sittlichen Atmosphäre herausgerissen und bleibt auch in ihren Verirrungen in ihrem Element. Das mildert für sie die psychischen Folgen des Bruches, die sich in christlichen Kulturländern um so bedenklicher äußern, je ausgebildeter bei einem an sich und von Natur rohen Volksstamm das sittliche Bewußtsein ist und je mehr dieser durch die Bildung über seine Natur erhoben wird.

Wenn sie liebt, so geschieht dies mit naiver Rücksichtslosigkeit, d. h. sie gibt dem Trieb unbedingt nach, soweit seine Befriedigung nicht unüberwindbaren äußerlichen Hemmnissen begegnet; sittlich im christlichen Sinne ist sie also nicht, denn sie begreift die Schuld nur als eine äußerlich

vollzogene Verletzung der Schranke: sie beugt sich dem „Muß,“ der Begriff „Pflicht“ bleibt ihr fremd.

Sie ist schamhaft: wenn man sie im Bade überraschte, würde sie vor Allem ihr Gesicht verhüllen. Ihr scrupulöser Reinlichkeitsfönn wird durch die Befolgung dogmatischer Satzungen genährt, entspringt jedoch einem innern Bedürfniß, wie das die Nettigkeit in ihrem Haushalt bekundet.

Ihre Koketterie ist ganz naturalistisch und entbehrt trotz aller Derbheit nicht einer gewissen Grazie. Für jedes Weib ist eine der ernstesten Bestrebungen begehrenswerth zu erscheinen, für keine jedoch so sehr, wie für die Ottomanin. Diesem ihrem Lebenszweck unterordnet sie Alles. Die grausame Parteilichkeit, mit welcher die Natur das weibliche Geschlecht im Allgemeinen verkürzt hat, indem sie die volle Herrlichkeit seines Seins auf eine kurze Schmetterlingspracht beschränkt, wird durch die Stellung, welche die ottomanische Sitte der benachtheilten Hälfte zuweist, verschärft. Im Kulturzustand vermag das Weib durch Eigenschaften des Geistes und durch Vorzüge der Bildung die entschwindende Herrlichkeit künstlich zu verlängern oder sich und Andere über den Verlust zu täuschen. Nicht so, hinter dem Murscharrabieh des Harem, dort hört, wenn das Weib nicht Mutter ist, die Berechtigung seines Daseins überhaupt auf, sobald es aufhört, begehrenswerth zu sein. Die Türkin ist fromm, aber ihre Religiosität artet selten in Bigotterie aus; sie ist abergläubisch, wie eine katholische Bäuerin eben auch, reaktionär, wie es die Frau im Allgemeinen ist seit dem Weibe Loth's biblischen Angedenkens. Die Europäerin beneidet sie nur theilweise, denn im Ganzen und Großen flößt ihr die unverstandene Lebensweise derselben als etwas unheimlich Fremdes mehr Ehen als Sehnsucht ein. Das Angewohnte,

Anerzogene hält sie fest. Der Anstoß zu einer gewissen europäisirenden Bildung ist von den Männern ausgegangen. Daß diese nur die Aeußerlichkeiten betrifft, braucht nicht erst betont zu werden. Doch üben die Aeußerlichkeiten namentlich im Orient einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. — In den meisten vornehmen Harems zu Stambul treiben bereits die Pianos ihr Unwesen und die Sprache Voltaire's fängt an, daselbst heimisch zu werden. Es fehlt der Ottomanin nicht an guten Anlagen, nur blieben diese bisher eingepuppt, da die Unwissenheit eine Hauptbedingung ihrer untergeordneten Stellung ist. In der Mode bequemt sie sich sprunghaft zu Neuerungen und so haben denn verschiedene europäische Toilette-Gegenstände Eingang ins Harem gefunden. Daß sie aber den der fremden Tracht ungewohnten Ottomaninen zum Vortheil gereichen, wage ich nicht zu bezagen. Jedes Kleid will mit Verstandniß getragen werden, jede Kleidungsart will, so zu sagen, anerzogen sein. Ich kenne nur wenig Nationaltrachten, die nicht zum erheblichen Nachtheil für die Erscheinung abgelegt worden wären. Selbst das vom ästhetischen Standpunkt aus unschöne Nationalkleid verleiht doch immer den Reiz der charakteristischen Erscheinung.

Dies muß um so mehr für den Orient gelten, wo das Kleid der Lebensweise und den Sitten einer eigenen Welt entspricht und wo die Annahme des Fremden einen grellen Widerspruch darstellt.

Das Gesagte galt vorzugsweise von den Frauen Stambuls als den Repräsentantinnen der osmanischen Damenwelt. Ich weiß nicht, ob sie mit dieser Skizze zufrieden sein würden. Ich war bestrebt, wahr zu bleiben, wenn mir auch hin und wieder die individuelle Anschauung, über die

man nie ganz hinaus kam, in die Quere kam. Wahrheit ist aber auch im Harem kein ganz willkommener Gast. Das Eine mag mich beruhigen: Jede Einzelne würde das weniger Schmeichelhafte der Kritik auf die „Anderen“ und dafür die Anerkennung ihrer Schönheit und ihrer Eigenschaften auf sich allein beziehen.

Türkisches Kinderleben.

Kinderspielzeuge bekommt man in Stambul fast gar nie zu Gesicht, weil sie in die Haremsgemächer gebannt sind, wo das Kind seine ersten Jahre verlebt, und weil der Fremde sich niemals in jene stillen Gassen verirrt, wo sie verfertigt und veräußert werden. Diese Gassen liegen in einem entlegenen Viertel der cypressenreichen Vorstadt Eyoub, jener privilegierten Vorstadt, wo die Sultane durch Umgürtung des Schwerts ihres Ahnherrn Dsman inthronisirt und wo gelegentlich ihre irdischen Ueberreste manchmal zur Erde bestattet werden. Dort hantirt in geräuschloser Thätigkeit die Zunft der Kinderherzen-Beseliger, deren Mitglieder schon vermöge ihrer Beschäftigung etwas von den Kleinen, „derer das Himmelreich ist“, an sich haben; eben dort werden diese Spielzeuge geschnitten und gefügt und zwar nach denselben Modellen und Regeln, wie in Sultan Achmet's Tagen, wenn man nicht etwa das blau und roth befleckte Schiff, welches durch einen geschwärzten Holzkolben und durch zwei runde

Scheiben zum Dampfsschiff modernisirt wurde, als Neuerung betrachten will.

Die Factur ihrer phantastischen Formen stimmt zur Cultur=Epöche der Zeichen= und Hieroglyphenschrift.

Die Mode und ein gewisser Fortschritt, die im Uebrigen die osmanische Production, wenn auch nicht immer zu ihrem Vortheil, angehaucht haben, sind auf die Verfertigung der Spielzeuge ohne den mindesten Einfluß geblieben. Das aus schreiend gefärbten Stoffabfällen genähte Ungethüm, dem wir mit einiger Anstrengung eine Dromedar=Ähnlichkeit aufzumucken vermögen, weist dieselbe Formlosigkeit auf, wie zur Zeit, als Großvater seine kindliche Einbildungskraft auf einem ähnlichen Thiergebilde durch die Sandwüste des Harem=hofes pilgern ließ. Der vielfarbige Glasperlen= und Muschel= aufputz dürfte auch damals ein ähnlicher gewesen sein, wenn= gleich die einem fränkischen Nähkästchen entlehnte Seiden= spule, die als Sattelzierde prunkt und die zwei Hemdknöpfe, die uns als Kameel=Augen anglozen, eine ganz schüchterne moderne Zuthat sein mögen. Das Holzgestell, das türkische Kinder als Storch betrachten, klappt wie ehemals auf sein Grundbretchen und die Thonstücke auf Eisendrahten verschiebbar, die ihnen als schwimmende Fischehen gelten, ergötzen sie heute, wie vor einem Jahrhundert ihre Borderen. Die Röhne und die Karren nahmen wol damals wie jetzt den ihnen gebührenden Vorzugsrang ein und waren seit jeher mit Spiegeltheilchen und Federn verschwenderisch geschmückt; denn diese Zierrathen dürfen, ob passend oder nicht, keinem begehrenswerthen Spielzeug fehlen.

Auf diesem Feld also hat weder der westeuropäische Einfluß noch der abendländische Import Errungenschaften aufzuweisen, und wir finden es begreiflich, wenn unsere

Spielwaaren-Fabrikanten hinsichtlich ihres Artikels die Türken mit den Profesen oder Neuseeländern in Eine Bildungs-kategorie stellen. Dem Beobachter aber muß sich die Frage aufdrängen, wie so es komme, daß die Konstantinopeler Production gerade in diesen Erzeugnissen weit unter dem Niveau ihrer sonstigen Arbeiten geblieben.

Der Vater steht der ersten Erziehung des Kindes, ja dem Verkehre mit demselben gänzlich fern. Die Mutter, als Weib schon conservativ und vermöge ihres eigenen Bildungsgrades der Anschauung des Kindes näher stehend, hält sich um so eher an das Angewohnte und Hergebrachte, als es den Bedürfnissen des Kindes vollkommen entspricht. Selbst das Kind des Vornehmen zieht die landesüblichen Spielzeuge, rohgeschnitten und buntbefleckt wie sie sind, den Puppen mit Porcelan-Gesichtern, beweglichen Augen, kurz all den Automaten und raffinirten Kunstwerken vor, welche bei uns die Industrie den Kindern bemittelster Eltern und leider die Unüberlegtheit dieser selbst den Kleinen in die Hände drückt.

Die Spielzeugverfertiger in Choub haben somit keinen Grund, der bequemen Routine zu entsagen und schnitzen und flecksen darauf los und kleben Federn und Spiegeltheilchen auf Kameele und Schiffe und die Kleinen haben ihre Freude an den wunderlichen Sachen. Die vollkommene Form des Spielzeugs, die getreue, womöglich noch idealisirte Nachahmung des Gegenstandes, hat für das Kind gar keinen Werth; sie bietet ihm höchstens eine augenblickliche Ueberraschung. Sobald diese aber geschwunden ist, wird es den Gegenstand erforschen, ummodelln, beleben wollen, es wird ihn endlich vernichten, um sich dann vielleicht mit dem Kumpf oder mit einem Theil des zerstörten Ganzen erst

recht zu befreunden. Schlimm genug, wenn ihm dieser natürliche Zug der Kinderseele fehlt, wenn es einen solchen Drang nicht empfindet oder ihm nicht Folge gibt. Man sollte dem Kinde deshalb kein Spielzeug bieten, durch welches dasselbe nicht angeregt wird, seine schöpferische Thätigkeit und nicht bloß die negative, anatomische zu üben. Es ist dies heute ein anerkannter Grundsatz der Pädagogik und man legt in Kindergärten den Kleinen die sogenannten Fröbel'schen Spiele vor, mittels derer sie spielend zum richtigen Denken geleitet werden. Denn trotz Uriel Acosta's: „Kann man denken lernen?“ steht es fest, daß, wenn zwar das Denken als solches nicht erlernt werden könne, der hiezu Begabte recht wol die Folgerichtigkeit desselben lernen könne, ja müsse, d. h. seine Begabung zweckmäßig anzuwenden.

Ein annähernd verwandtes Endergebniß wird theilweise durch möglichst unfertige Spielzeuge erreicht. Einmal entsprechen diese der naiven Anschauung des Kindes und dann wird dessen Einbildung angeregt, die embryonische, conventionelle Form zu vervollständigen oder umzubilden. Wenn es hierdurch auch nicht zum eigentlichen Denken angeregt wird, so wird es doch wenigstens zum Bilden angespornt. Dem strengen Conservativismus also, dem wir in diesem Punkt bei den Ottomanen begegnen, möchte ich unbedingt Beifall zollen. Ich würde die Beibehaltung des zweckmäßigeren Spielzeuges ungeachtet der phantastischen Schnörkel und Zuthaten als Zeichen einer im Allgemeinen richtigen Behandlung des Kindes verzeichnen — wenn nicht ein näheres Eingehen auf die Stambuler Kinder-Erziehung sie (wie bereits erwähnt) weniger als bestimmte Absicht denn als Zufälligkeit erscheinen ließe. — Der neugeborene Schreihals wird nach Art der Sardellen eingesalzen, das heißt, mit

Salz abgerieben, dann unbarmherzig fest eingeschnürt, gelegentlich geschröpft um das „böse Blut“ abzulassen und erst nach vier Wochen in's Bad gebracht.

Die eigentliche Kindheit währt für den ottomanischen Knaben nur, insolange die Haremswände sein alleiniger Gesichtskreis sind, also wenig über die erste Entwicklung hinweg. Im Harem wird er von der Mutter verzärtelt; sie liebt ihn oder vielmehr hängt an ihm, zwar nicht mit jener vergeistigten Zärtlichkeit, die wir als ideale Mutterliebe hinzustellen pflegen, sondern durch einen starken Zug des elementaren Naturtriebes. Sie liebkost ihr Junges, würzt die Liebkosungen, wenn ihre Laune sich umdüstert, mit Püffen, um gleich darauf wieder die Thränen des Gepufften mit leidenschaftlichen Küssen wegzutrocknen oder den schreienden Mund mit einem Honigladen zu verstopfen. Das Gewährenlassen ist das Grundprinzip der mütterlichen Erziehung. Daß ihre beschränkte Bildung ihr nicht gestattet, der psychischen Entwicklung des Kleinen förderlich zu sein, ist selbstverständlich. Auch der Vater liebt sein Kind, aber er äußert die Neigung bloß auf Distanz. Das Kind äußert vor ihm nur Respect und würde sich vor dem Gestrengen nicht die geringste Kundgebung von Lebhaftigkeit erlauben. Das Verhältniß im Schoße der türkischen Familie ist rein patriarchalischer Natur und wird durch strenge Disciplin bestimmt; die intime Vertraulichkeit, welche Väter und Kinder bei uns verbindet, ist ihr fremd; von der zarteren Pflege der Gemüthsseite weiß sie nichts; Familienfeste werden nicht begangen, die Feier von bedeutsamen Gedenktagen des Hauses, von Geburts- und Namens Tagen ist ihr gänzlich unbekannt. Die einzige bedeutende Feier ist für den Knaben seine mit großem Pomp gefeierte Beschneidung.

Sobald der Knabe der ausschließlichen Obhut der Mutter entwachsen ist, wird er mit Einem Ruck aus der Harems-Atmosphäre in den Kreis der bürokratischen Kaste versetzt. In den Jahren wo bei uns der Knabe, noch seinem Triebe folgend, heiteren Spielen obliegt, schreitet der Esendisohn, gekleidet wie ein Erwachsener, mit altfluger Miene, gesammelt und bedächtig einher. Die ungebundene Bewegung, das silberhelle, ungezwungene Lachen hat er hinter sich; der vermittelnde Uebergang der Alter fehlt. Aus dem ersten Lenzsonnenstrahl, der in die Winternacht seiner Kindheit fällt, tritt er jähe unter den Einfluß der sommerlichen Sonne, die sein äußerliches Verhalten vorzeitig reift.

So sorgfältig man in den gebildeten Kreisen des Abendlandes vor Kindern Gespräche vermeidet, die auf geschlechtliche Beziehungen anspielen und so sehr man daselbst bemüht ist, den mythischen Vogel „Storch“ recht lange als Auskunftsmittel zu verwenden, so wenig scheut man sich im Orient vor den Kleinen, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen. Auf das Dämmerleben der Sinne bei der Jugend wird daselbst gar keine Rücksicht genommen.

Auf dem Markt des Lebens (in der Beamtenosphäre) tritt ihm sein Vater abermals als gestrenger Herr und Gebieter, dessen Untergebene oder Verpflichtete aber treten ihm als hofirende Parasiten entgegen. Die Vorgesetzten seines Vaters oder dessen Höhere im hierarchischen Rang erscheinen ihm wie übersinnliche Größen. Da wird ihm denn anstatt der Selbst- und Menschenachtung die Ehrfurcht vor dem Rang, der Macht eingeimpft. Alles läßt ihm nun die Gravität der Haltung als Lebensgesetz erscheinen und täglich, stündlich wird ihm eingeschärft, den Ausdruck seiner Stim-

mungen zu bemeistern und vor Allem mit Anstand „schweigen“ zu lernen. Auch sein ganzes Fühlen und Denken wird methodisch eingezwängt in die Schnürstiefel der Convenienz, der Etikette.

So streng und genau nun das äußere und innere Leben des Kindes in die ihm vorgezeichnete Lebensbahn gelenkt wird, sowenig wird auf das physische Gedeihen, auf die körperliche Ausbildung desselben Bedacht genommen. Wir suchen unter dem Spielzeug vergebens nach Gartenwerkzeugen, hölzernen Baustücken, Kreisspielen u. s. w., überhaupt vermissen wir durchaus solche Spielgegenstände, die irgendwie der Leibesentwicklung, der freien, munteren Bewegung förderlich sein könnten. Für das Stambuler Kind gibt es eben kein eigentliches Knabenalter, keine frische Knabenfreudigkeit. Fechten, Reiten, Turnen, Schwimmen und sonstige Körperübungen sind ebensowenig in das Bildungsprogramm des Kindes aufgenommen. Es erklärt sich dies aus dem Umstand, daß in vielen Kreisen der Stambuler Gesellschaft Körperkraft als synonym mit Rohheit gilt. Einer Abweichung von dieser Anschauung begegnet man nur in den militärischen Kreisen und in den Militär-Erziehungs-Anstalten.

Das Kind also wird nicht zu freier, selbstthätiger Männlichkeit herangebildet, sondern über alle natürliche Entwicklung hinweg in die Abhängigkeit von der bureaukratisch-höfischen Umgangsform, in die Unterordnung unter die Autorität, in das Aufgehen in den Geist der Kaste, gezwängt.

Lernt in dieser Weise das 7—8jährige Pascha- oder Bey-Zade (Zade heißt Kind) einerseits sich frühzeitig concentriren, beherrschen und fügen, so wird es andererseits von den Dienern und Klienten des Hauses beweihbraucht gleich einem Würdenträger; der Rang des Vaters wird auch

im Kinde verherrlicht, gleichviel, ob dessen jugendliche Unbefangenheit darüber gänzlich verloren geht. Oft sieht man in den Straßen Stambuls die Wachposten einem winzigen Knirps, der in die goldstrohende Uniform des Ranges den sein Vater einnimmt, gekleidet und von einem Troß Diener gefolgt ist, militärische Ehren erweisen und den Kleinen mit Ernsthaftigkeit danken; oft hört man die conventionelle Phrase von einem Munde tönen, der eben daran ist, den Wechsel der Zähne zu erfahren.

Im 12—13. Lebensjahr tritt der Efendi Sohn als Volontär in ein Bureau ein und zwar ohne mit regelrechten Vorstudien ausgestattet zu sein. Religion, etwas arabische Grammatik, die ihm äußerlich beigebracht wurden, einige vage Begriffe von Diesem und Jenem, vielleicht etwas Französisch und vor Allem eine schöne Handschrift bilden gewöhnlich das „Auf und Um“ seiner wissenschaftlichen Ausrüstung. Als Bureau-Gleve mag er nach Belieben seine bureaukratisch angelegte Vorerziehung auf eigene Art vervollkommen. Glücklicherweise lebt im Osmanen, außer natürlicher Anlage und angeborener Beobachtungsgabe, ein gutes Theil Ehrgeiz. Da nun heutzutage das Emporkommen im Staatsdienst den Besitz von Kenntnissen erfordert und Unwissenheit außerdem in der Stambuler Gesellschaft als Makel betrachtet wird, so verlegen sich die jungen Leute mit erstaunlichem Eifer und oft mit gutem Erfolg auf die Erlernung der ihnen nothwendig erscheinenden Gegenstände. Freilich wird dabei meistens ohne Plan und System verfahren.

Ich habe bis jetzt bloß von den Kindern der Efendi-(Beamten)welt gesprochen, weil im völkerreichen Osmanenstaat nur eine einzige homogene Gesellschaft besteht, nämlich die bureaukratisch-theokratisch-militärische. Im Volke herrschen zwar

im Allgemeinen ähnliche Prinzipien für die Kinder-Erziehung vor, jedoch wird die Auffassung und die Durchführung derselben in den verschiedenen Gegenden durch die Verschiedenheit der Rassen und des Bildungsgrades der Volksschichten beeinflusst. In großen Umrissen ließe sich Folgendes aufstellen: Das Kind des Bürgers oder Bauers, gleichfalls der Frühreife zuerzogen, wird nicht zum Staatsbürger, nicht zum Höfling, sondern zum Muselmane geformt. Für seine Körperausbildung wird in den Städten zwar wenig gethan, aber sie wird auch nicht gehemmt. Die Gravität der Haltung wird ihm ebenso auferlegt, wie dem Kind des Kübar (Vornehmen), aber nicht zugleich die Biegsamkeit derselben. Es lernt zwar auch nicht, sich als Individuum schätzen, aber doch als Mitglied der mahomedanischen Gemeinschaft fühlen; die Unterwürfigkeit unter die Autorität, zu welcher man es erzieht, gilt vielmehr dem Fatum und dem Gesetz als den staatlichen Mächthabern.

Auch der schönern Kinderhälfte habe ich nicht erwähnt, vielleicht unbewußt aus Achtung für den orientalischen Brauch, der die Bieder des irdischen Lebens nicht gerne in das Geräusch des Marktes zieht. Um aber dem Abendländer, dem diese Zeilen bestimmt sind genug zu thun, will ich versuchen, das Versäumte mit einigen Federzügen nachzuholen. — Das Mädchen wächst auf und wird schön, wenn diese ihre allgemeine Bestimmung nach Allah's Rathschluß ihre besonders persönliche ist. Sie wächst also auf, wie die Lilie auf dem Felde. In neuerer Zeit zwar wird der keimenden Schönheit durch äußere Fertigkeiten, als Fortepianospiel, französisch Parliren u. s. w. unter die Arme gegriffen. Das Mädchen wird ihrem Naturell um so unbehinderter überlassen, je weniger dies bei dem Knaben der Fall ist. Es präsen-

tirt sich im Allgemeinen ebenso hastig lebhaft als übersprudelnd gesprächig, ebenso elementar naiv als entschieden aggressiv und es dürften sich diese Anlagen mit den Jahren nur wenig verwischen. Die Wärme des Blutes, ein Hauptattribut der Frauenschönheit, ein Arcanum, das selbst über die schwindende Jugend hinweg seine Anziehungskraft behauptet, verräth sich bei ihnen in jedem Athemzug, in jeder Bewegung. Im Alter zwischen 9 bis 11 Jahren erscheinen sie seltener in den Empfangsgemächern, die sie bis dahin ungehemmt betraten, und legen bei Ausfahrten probeweise den Schleier an. Bald überschreiten sie die Schwelle des Harems gar nicht mehr, erscheinen regelmäßig verschleiert und adoptiren nach neuester Mode — den fränkischen Schnürleib.

Herr und Diener im Orient.

Die Dienenden geben in der Türkei einen unverhältnißmäßig starken Bruchtheil der Gesamtbevölkerung ab. Denn je primitiver der Kulturgrad eines Staatswesens, um so zahlreicher ist im Allgemeinen der Dienerstand in den einzelnen Haushaltungen vertreten, um so schärfer tritt das Mißverhältniß zwischen dem Vermögensstand der Dienstgeber und ihrem Dienerschaftsbedürfniß zu Tage. Ein Efendi letzter Kategorie — und der Rang ist hier zugleich ein Barometer für den Stand des Einkommens — muß zur Wahrung seines Ansehens von einem Diener, sei dieser auch barfuß, begleitet sein. Wo der Diener fehlt, graut das „gesellschaftliche Nichts.“

Da es innerhalb der theokratisch-militärisch organisirten Gesellschaft des Osmanenstaates nur Rangstufen, aber keine Kasten gibt, bildete die gesellschaftliche Stufe der Dienenden theils eine Ergänzung zur Staatsverwaltung, theils ein Noviciat zu den Aemtern des Staatsdienstes selber.

Erst in neuester Zeit haben die höheren Anforderungen an das Wissen der Angestellten des Staates und an den Besitz gewisser Fachkenntnisse für die einzelnen Zweige der Verwaltung eine schärfere Scheidelinie zwischen persönlichem

und öffentlichem Dienst gezogen und den früher allgemein üblichen Uebertritt der Diener in die öffentliche Laufbahn beschränkt oder erschwert.

Dennoch wird der Diener im osmanischen Hause auch jetzt noch als eine Art Familienglied betrachtet und er selber fühlt sich noch immer als ein Anhängsel des Staates. In gewissem Sinne mit Recht; denn jeder Diener ist, wenn auch in zweiter Linie, ein Pensionär des Staates, da der Staat fast alle Dienstgeber ernährt. Die Stellung des Dieners gilt durchaus nicht als entwürdigend. Den Dienern hoher Würdenträger werden noch immer honoräre Beamtengrade verliehen und wenn auch in einigen wenigen Haushaltungen französisirter Großen den Dienern der untersten Klasse in den letzten Jahren die stigmatisirende Livrée aufgezwungen wurde, so fehlt dem Sakaienkleide doch die innere Bedeutung. Der Diener ist und bleibt vor Allem Muselman und Ottomane.

Der Bezier war, bevor er noch die heutige in ihrer Machtsphäre sehr beschränkte Provinz-Statthalterstelle einnahm, ein Vice-Sultan im vollsten Sinn. Das ganze Wohl und Wehe der ihm verliehenen Provinz war in seine Hand gegeben: die Verwaltung, die Besteuerung, die Heerleitung und die oberste Gerichtsbarkeit. Der bureaukratische Organismus, wie er sich in der modernen Türkei nach abendländischem Muster ausbildet, war damals, unter der „seidenen Schnur,“ noch nicht geboren. Nur der Bezier war durch die Regierung direct bestallt. Er war von einem stattlichen Dienerstand umgeben. Ein Theil seiner Diener stand, und zwar nach seinem Gutachten, den verschiedenen Zweigen der Provinzverwaltung vor. Diese wurde in ihren großen Umrissen zwar durch ein allgemeines System geregelt und in

dessen Rahmen gehandhabt, aber die Interpretirung stand einzig und allein der persönlichen Anschauung, die Ausführung der individuellen Willkür zu. Kurzum, die Verwaltung lag nicht den Aemtern, sondern ausschließlich den Persönlichkeiten ob.

Dieser Zustand verleitet vorweg dazu, ihn in gewisse Verwandtschaftsbeziehungen mit jenem des mittelalterlichen Abendlandes zu bringen. Die nähere Betrachtung jedoch läßt durch die äußerliche Aehnlichkeit hindurch den scharfen Unterschied im Wesen erkennen. Er liegt in der aristokratischen Gliederung der damaligen abendländischen Gesellschaft, die dem ottomanischen Staatswesen gänzlich fremd war und ist.

Die ottomanischen Hausgenossen konnte man vor der Zeit der Reform in drei Kategorien gliedern. In die erste gehörten die Diener der Feder und die Hausofficiere, zum meist Beyz und Efendis von Rang und Titel.

Unter ihnen war der Kiaiha (Haushofmeister) als das alter ego seines Herrn der Ansehnlichste. Er hatte manchmal Rang und Titel eines Beylerbey (Pascha zweiten Grades). Nach ihm reihten sich: Der Divan Efendi (Secretär), der Möhurdar (Siegelbewahrer), der Hasnadar (Schatzmeister), der Divitar (Tintenzugbewahrer), der Silahadar (Waffenträger), der Imrachor (Stallmeister), der Kawassbachi (Knecht), der Vekil-hardj (Vorrathmeister), der Kastan Agassi (Garderobier) und noch andere Bedienstete des Paschahofes. Jeder von diesen hatte seinen besondern Hausstand und seine eigene Dienerschaft je nach Maßstab seines Ranges.

In zweiter Linie kamen die Tschibukdju und die Kavedji, deren Beschäftigung streng genommen im Nichts-

thun bestand. Denn ich glaube nicht, daß man das Bereiten und Auftragen des Kaffees, das Stopfen der Pfeifen und das Reinigen der Pfeifenrohre als besondere Müheverwaltung ansehen kann. Bei den Vornehmen war die Zahl der Tschibukdju sehr beträchtlich. In gewissen Fällen mußten nach den Bestimmungen der stets gewissenhaft beobachteten Etikette 10—12 Tschibuk in einem und demselben Moment den im gleichen Rang stehenden Gästen aufgetragen werden. Die Achdji (Köche) standen mit ihrer Küchenabtheilung für sich. Sie hatten, da die Zahl der täglichen Tischgäste nie bemessen werden konnte, eine schwere Verantwortung, aber auch ein weites, ergiebiges, jeder ernsthaften Controle spottendes Ausbeutungsfeld.

Auf der untersten Stufe endlich finden wir die Aywas (Hausdiener), die Seis (Pferdeknechte) und in Stambul die Kaikdji (Barkenruderer).

Die Zahl der Diener wurde hauptsächlich durch den hierarchischen Rang des Dienstgebers bestimmt, denn hoher Rang und Reichthum mußten als gleichbedeutend gelten, wo die Macht zugleich die alleinige Quelle des Erwerbes und großen Besitzes war.

Diese Zusammenstellung des Dienstpersonals überdauerte die politische Reform einige Zeit und ich fand sie noch in jedem Bezier-Haushalt vor. Freilich bestand sie weniger dem Wesen als vielmehr nur noch dem Schein und den Namen nach und auch da in mehr symbolischer Vertretung. Der Kiaiha gab sich noch immer ein mächtiges Ansehen, aber er gab es sich vielmehr selber, als man es ihm gab. Der Hasnadar (Schatzmeister) war gegenstandslos geworden. Ein großer Theil des Einflusses dieser Beiden und ihrer Attribute ist auf die nunmehr allorts ernannten Regierungsbeamten

und auf den Provinzialrath übergegangen. Die Zahl der Bediensteten ward auf das bescheidene Maß von ungefähr 40—50 Köpfen begrenzt.

Daß der ottomanische Diener, der von seinem Herrn eine gesicherte Lebensstellung erwartet und in Erwartung derselben sich mehr oder minder einträglicher Nebeneinkünfte erfreut, seinen Platz nicht leicht freiwillig verläßt, ist selbstverständlich. Der im Hause ergraute Diener ist keine Ausnahmeerscheinung. Denn der ottomanische Diener ist geradezu mit dem Hause, dem er angehört, verwachsen und theilt alle Schicksale seines Herrn. Er avancirt oder aber fällt mit ihm in Ungnade. Er stellt sich der Außenwelt gegenüber je nach dem Ansehen und Einfluß desselben. Das „Wir“ ist ihm eine geläufigere Redeformel als das „Ich“. Diese intime Wechselbeziehung beruht übrigens auf Gegenseitigkeit. Der Ottomane empfindet die Nichtachtung seines Dieners wie eine ihm zugefügte Beleidigung.

Eine schlechte Behandlung der Diener seitens ihrer Herren ist bei der allgemeinen Art und Würde der Osmanen ganz undenkbar. Das Verhältniß ist durch strenge Disciplin, welcher sich der ottomanische Untergebene widerspruchslos fügt, einerseits geregelt und durch die mahomedanische Lebensanschauung andererseits gemildert. Es ist nicht ungewöhnlich, die älteren Diener an dem Tisch des Sohnes vom Hause Platz nehmen, noch ist es selten, einen hohen Würdenträger mit seinem Bediensteten Schach oder das allbeliebte tavla (Hanns-Puff) spielen zu sehen. Der Ottomane vergibt sich dem Untergebenen gegenüber nie etwas durch seine Vertraulichkeit, der Untergebene fühlt sich nie versucht, seine Stellung zu mißbrauchen und sich zu über-

nehmen. Natürlicher Tact ist dem Einen so gut eigen wie dem Andern.

Die meisten Würdenträger sehen die Bereicherung ihrer Diener gerne. Ich kannte einen der Höchsten, der sehr ungehalten wurde, als ein übereifriger neuer Secretär ihn auf gewisse zu seinem Schaden vorgekommene Rechnungsfehler aufmerksam machte. Der Ottomane achtet es unter seiner Würde, in das Detail einzugehen; sein Grundsatz lautet: Es ist nicht Sache des Baumes, sich nach den Früchten zu bücken, die sich von seinen Aesten losreißen, noch des Hausherrn, nach den Brosamen zu sehen, die von seinem Tische fallen.

Im ottomanischen Haushalt werden zwei Dienstleistungen ausschließlich von Christen versehen. Die des Killerdji (Kellermeister) und die des Aywas (Hausdiener). Der Erstere ist gewöhnlich ein Grieche. Ihm liegt es ob, das „raky-tebsi“, welches vor der Mahlzeit keines Stambuler Efendi fehlen darf, in Stand zu halten, und den wichtigen Trinkwasservorrath zu besorgen. Das raky-tebsi besteht aus dem Fläschchen Mastix (einem vorzüglichen Branntwein) und den dabei üblichen Zuthaten als Oliven, Käse, Caviar, Sardinen, Helva (ein süßer Teig) und sonstigen Mäschereien.

Da man im Orient die Hauptmahlzeit Abends hält, wird das „raky-tebsi“ nach der Heimkehr aus den Klemtern, also gegen fünf bis sechs Uhr Abends, aufgetragen. Bei diesem Vormahl wird mit den Freunden und Gästen die trauliche Feierabend-Unterhaltung angeknüpft und fortgeführt.

Der Aywas (Hausdiener) ist gemeiniglich ein Armenier und hört folglich auf den Namen Karabet oder Kirfor. Der schwarze Turban verkündet uns den Kreuzbekenner. Das Vortuch aus roth-gelb gestreiftem Wollstoff und die hölzerne

Speisenplatte auf seinem Haupte sind Insignien seines Amtes. Er besorgt die Reinigung des Hauses und der Gemächer des Selamlık (Empfangs-Abtheilung), er bereitet das Lager der Gäste, besorgt die Beleuchtung und im Winter die Kohlenbecken im Mangel. Er bringt von der tabernakelförmigen Nische in der Scheidewand zwischen Harem und Selamlık die verschiedenen Mahlzeit-Abtheilungen. Er ist die eigentliche Triebfeder des innern Dienstes und verrichtet die schwere Arbeit, während die Aga's (Herren), denn so betitelt man die Diener der Staatsbeamten, den Hausstand vielmehr durch ihre Persönlichkeit repräsentiren.

Der Aywas, der Seis (Pferdefnecht) und die Kaikdji (Barckenführer) sind die einzigen Diener, welche die Nationaltracht beibehalten haben. Alle anderen kleiden sich gleich ihren Herren und unterscheiden sich von diesen äußerlich bloß durch den mangelnden Vollbart. Der Seis ist mit besonderer Sorgfalt costümiert. Wenn sein Herr ausreitet, so schreitet er neben dem Pferde einher, auf der linken Schulter die gestickte Pferdedecke, die rechte Hand auf die Sattellehne gelegt. Der Ottomane reitet nie anders als im gravitatischen Schritt durch die Gassen der Stadt.

Bei Ministern, die sich des Wagens bedienen, führt der Seis zu Pferde und hinter dem Wagen, das Leibroß am Zaum.

Der Hausstand der Durchschnittszahl der ottomanischen Bureaukratenwelt, des Mittelstandes möchte ich sagen, besteht zum Mindesten aus drei Individuen: aus dem Tschibukdju, dem Seis und dem Aywas. Der geringste Pforten-Efendi aber, der nicht auf Pferdeshöhe gelangen konnte, würde glauben, seinem Ansehen etwas zu vergeben, wenn er ohne Begleitung eines Dieners über die Gasse schritte.

Noch vor einigen Jahren mußte dieser mit dem Pfeifenrohrfutteral bewehrt sein und die Tasche (ähnlich unseren Schultaschen) für den Rauchapparat umgehangen haben. Jetzt verdrängt die billigere Cigarette den Gebrauch des Tschibuk.

Die cirkassischen Sklaven, die ehemals in den Häusern der Großen als Page figurirten, sind gänzlich außer Gebrauch gekommen. Sie wurden, nach Vorschrift des Korans, den Söhnen des Hauses gleichgehalten und erzogen und waren der Grundstock für die hohen Aemter des Osmanenreichs.

Die endliche Versorgung aller Diener und Hausgenossen, sei es nun durch Aemter, durch Schenkungen oder durch Renten, war für jeden vornehmen Ottomanen eine Ehrenpflicht. Daß der Eine oder der Andere einem erprobten Diener eine Tochter oder Verwandte zum Weibe gab, war ein nicht seltenes Vorkommniß.

Wie aus dem Gesagten bereits hinlänglich hervorgeht, besteht der Hauptunterschied zwischen dem Dienstverhältnisse im Orient und im Occident darin, daß es dort aus der Gemeinschaft erwächst, hier aber die Kaste zur Basis hat. Wo die scharfen Ranten der Kaste im Abendland allmählig verwischt wurden, hat der große Unterschied im Bildungsgrad und im Besitze die strenge Scheidelinie erhalten. Im Orient wird er dieselbe allmählig errichten. Die goldenen Zeiten für die Dienenden liegen hinter der Verkündung des hattı houmayoun von Gül-hane.

Das ottomanische Beamtenthum.

Dem ottomanischen Wesen war der Begriff Staat und Staatsdienst fremd. Mit der Reform mußte der Versuch gemacht werden, den einen zu gründen und in Folge dessen den Andern einzurichten. Auf Grund der alten despotisch patriarchalischen Anschauung sollte der öffentliche Dienst bureaukratisirt werden, das heißt, die dem ottomanischen Wesen zwar entsprechende aber den neuen Verhältnissen und den von ihnen geschaffenen Bedingungen nicht mehr entsprechende Amtirung von ehemals sollte in eine fremdartige Form gezwängt werden. Weder damals noch bisher hat man dem Umstand genügend Rechnung getragen, daß die Umwandlung der. allgemeinen äußeren Verhältnisse die gleichzeitige Umwandlung der besonderen inneren bedinge und daß die einen den andern adaptirt sein müssen, wenn sich nicht schwere Widersprüche und Mißstände äußern sollen und die Elemente anstatt mit und ineinander, neben oder selbst gegeneinander wirken sollen.

Daran leidet aber gegenwärtig die ottomanische Bureaucratie zur Schädigung der Verwaltung in ganz fühlbarer Weise.

Fassen wir zum Beispiel die gegenwärtigen Statthalter ins Auge.

Von ihrem Wirkungskreis vor der Reform ist ihnen nur die politische Verwaltung und die Oberleitung der Provinzen geblieben. Die andern Zweige des öffentlichen Dienstes werden von den Beamten der betreffenden Ministerien verwaltet und bei den Komunalangelegenheiten hat der Rath (Medschliss), an welchem Notablen der Provinz Theil nehmen, ein Votum. Die Vice-Sultane von ehemals sind zu Regierungspräsidenten geworden. Gut. Wie verhält es sich aber mit ihrer hierarchischen Stellung? Diese ist auf keinen Rechtstitel gestützt, beruht auf keiner festen bureaukratischen Basis und kann durch Intriguen in Konstantinopel sowol, als in der Provinz selbst, gefährdet werden. Der Kampf um die Stellung also, die Nothwendigkeit, sie durch Freunde und Gönner zu erhalten, zersplittert ihre Thätigkeit auf Kosten ihrer dienstlichen Obliegenheit. Wie steht es um ihre materielle Lage? Ihr Hausstand und die Anforderungen an denselben haben bei aller Beschränkung den altottomanischen Zuschnitt beibehalten. Eine Schaar von Bediensteten und Sklavinnen (für den Dienst der Frau und des Hausinnern) und ein gewisser Aufwand der nach altottomanischen Begriffen von der Würde untrennbar ist, erheischt bedeutende Geldmittel. Der ottomanische Beamte hat in der Regel kein ererbtes Vermögen und das Schöpfen im Vollen aus der Epoche der Beziersherrlichkeit hat angehört; er ist heute besoldet. Bei der Umwandlung hat man als Ersatz unverhältnißmäßig hohe Gehalte ausgeworfen.

Nicht die Einnahmesumme des Staates wurde dabei berücksichtigt, sondern das, was man als Bedürfniß für den Rang annahm. Man bedenke das schreiende Mißverhältniß wenn Angefichts der bescheidenen Einkünfte des Reiches ein

Wali (General-Gouverneur) 60,000 Piafter monatlich, also circa 40,000 Thaler jährlich Gehalt bezog.

Dennoch erwies sich dieser kaum zureichend, weil die Walis einen Theil der aufrecht gebliebenen Ausgaben von ehemals bestreiten sollen, und z. B. einen Troß von Hausbeamten und Dienern erhalten müssen.

Nun kommen die häufigen Versetzungen dazu, die bei den Verhältnissen des Landes zu kostspieligen Reisen veranlassen und der Umstand, daß durchschnittlich auf zwei Jahre Amtirung ein Jahr gehaltlose Disponibilität fällt.

Diese Disponibilität, die meist durch persönliche Gründe herbeigeführt wird und dem Betreffenden die ungeminderte Ausgabenlast beläßt, da seine Diener nach patriarchalischer Anschauung zu seinem Hause zählen, müssen ihn dem Sarraf (Geldwechsler) überantworten.

Einstmals galt und noch bisher gilt der Grundsatz: der Sultan schenkt das Amt und nimmt es, d. h. in weiterer Ausführung, der Gönner gibt und der Gönner eines Andern nimmt es. Die persönliche Beziehung (Patronenthum und Klientenschaft), waltete und waltet theilweise noch vor. Der öffentliche Dienst wurde als Domäne betrachtet, zu deren Genuß die Berufenen durch Gunst zugelassen und von der Ungunst zeitweise entfernt wurden, um Andern Platz zu machen: das Amt war eine auf unbestimmte Zeit verliehene Prämie.

Was einst erträglich war, da das Amt als Vermögensquelle galt, führt jetzt zur Unordnung, Demoralisation, zum Ruin.

Dem Zwang der Lage folgend, sind die Gehalte in den letzten Jahren bis auf ein Drittel heruntergesetzt worden und es gibt sich die Nothwendigkeit nun besonders gebie-

terisch kund, ein System an Stelle der persönlichen Beziehungen walten zu lassen.

Doch kehren wir zur Darstellung des gegenwärtigen Beamtenstandes zurück.

Der Zeitpunkt nach Einführung der Reform bis zum Ableben Ali Pascha's bezeichnet den Höhepunkt seines Einflusses. Nach Vernichtung des Janitscharenkorps nämlich gehörte es gewissermaßen zur innern Politik der osmanischen Machthaber, den militärischen Geist mit überlebendem Janitscharentroß gleichbedeutend zu halten und so wurde das Heer vom bureaukratischen Körper in den Schatten gedrängt. Entgegen den Grundprinzipien des theokratisch-militärisch gegliederten Osmanenthums erhob sich der Efendi über den Bey, das Bureau über das Feldlager. Die vermehrten Beziehungen mit den Mächten, die erhöhte Bedeutung derselben ließen den Schwerpunkt der Regierung in das Cabinet des auswärtigen Ministers legen, und so wurde der ehemals mehr untergeordnete Reis Efendi als „Marschall des Aeußern“ die maßgebende Stimme im Divan. Die mächtigen Großvezire Reschid Pascha und Ali Pascha waren vor Allem Minister des Aeußern, sei es, daß sie den Fauteuil dieses Departements persönlich einnahmen oder durch einen Strohmann einnehmen ließen.

Nun bildete sich rasch ein fast allmächtiges „Patriziat der Feder.“ In den letzten Jahren zwar wurde die Alleinherrschaft des Bureaus wieder allmählig dadurch beschränkt, daß die Armee die ihr gebührende Stellung zurückerlang, aber die Efendis stellen noch immer die Gesellschaft dar und fahren fort, als solche für die Regierung den maßgebenden Theil der öffentlichen Meinung abzugeben, wolverstanden im orientalischen Sinne.

Der „Efendi“ ist ursprünglich ein den Schriftgelehrten gebührender Titel, weshalb er lange Zeit den Christen, deren viele von Altersher Bey betitelt wurden, verweigert blieb, obgleich das Wort selber dem Griechischen entstammt. „Efendi“ bedeutet bei den Ottomanen so viel als Doctor. Freilich wird hier wie in andern Fällen der abendländische Begriff durch eine Uebertragung nicht vollkommen gedeckt. Die Uebersetzung von einer Sprache in eine andere, welcher eine verschiedene Weltanschauung zu Grunde liegt, bleibt immer eine mißliche Aufgabe. Wie würde man z. B. Aristokratie, Standesvorurtheil, Mißheirath u. dgl. m. wol genau in's Türkische übersetzen? Glücklicherweise haben wir im titelreichen Deutschen eine Bezeichnung bei der Hand, die uns Umschreibungen erspart, Umschreibungen, denen wir bei jenen Völkern, die mit Räthen, Professoren und Doctoren nicht so reich begnadet sind, wie die Nation der Denker, kaum hätten entgehen können.

Wir wählen also den „Doktor“, wolverstanden ohne Examen, Graduirung und Diplom; denn den Ehrentitel Efendi darf sich Jeder beilegen, welcher der Wissenschaft des Schreibens kundig ist und folglich seinem Wissen nach Anspruch erheben kann, den gebildeten Ständen zugezählt zu werden. Ich sage „folglich“ und mit Bedacht, denn die Schrift ist für den Orientalen nicht ein bloßes Mittel, sondern ein Zweck, und läßt verschiedene Kenntniß, deren Ausdruck sie gewissermaßen ist, unbedingt voraussetzen. Für die allgemeine Volksbildung allerdings ein bedenkliches Hemmniß, welches die Reform geradezu herausfordert. Diese wurde auch schon von unternehmenden Köpfen geplant, bis jetzt aber durch die öffentliche Stimmung verhindert, zur That zu werden. Denn um das Erlernen der

Schrift allgemein zugänglich und sie also vom Pödestal der Wissenschaft auf den Markt herabsteigen zu machen, müßte der arabischen Koranschreibart theilweise entsagt werden.

Religiöse Bedenken, die Macht der Tradition und die Routine der gegenwärtig Schreibefundigen stehen jetzt noch der Ausführung einer so tiefgreifenden Umwälzung wie eine Trennung der profanen von der geistlichen Schrift im Wege. Sie müßte überdies mittels Beschränkung der zahlreichen arabischen und persischen Worte eine neue Sprachbildung zur Folge haben. Doch nothwendig wie sie ist, wird sie schließlich zum Durchbruch gelangen und dann wird der Esendititel, da ihn doch nicht alle tragen können, mehr auf die Fachgelehrten beschränkt werden. Den Titel „Esendi“ führen auch die kaiserlichen Prinzen, bei denen er indessen gegenüber dem Heer der „Docten“ den Unterschied des einstigen „Monsieur“ der Bourbonen gegenüber den „Messieurs“, im Allgemeinen darstellt.

Das ottomanische Beamtenthum bildet eine geschlossene Gesellschaft. Die mächtigsten Minister sind an diesem Körper zerschellt, wenn sie, anstatt sich auf ihn zu stützen, ihre Absichten wider ihn durchsetzen wollten.

Die Bureaukratie rekrutirt sich nicht mehr so sehr wie früher aus dem ganzen Reich, sondern vielmehr aus engeren Kreisen von Beamtenfamilien, zu denen die Christen ein namhaftes Contingent stellen. Unter den Christen sind die Armenier am zahlreichsten vertreten. Biegsam, wie sie sind, eignen sie sich die Pfortensprache der muselmanischen Esendis an, haben dieselben Gebräuche und Umgangsformen, kurz, stellen sich äußerlich wie diese dar. Da bei der Unregelmäßigkeit des Einkommens und der Gehaltzahlungen der armenische Geldmann, neben dessen geschäftlicher Ge-

schicklichkeit kein Jnde aufzukommen vermag, bei jedem Beamten bis in die höchsten Würden hinauf als Geldborger eine maßgebende Rolle spielt, so ist es selbstverständlich, daß ihre Söhne und Angehörigen im Staatsdienst leicht Aufnahme und ihr Fortkommen finden. Wenn europäische Stimmen die Zulassung der Christen zu den Staatsämtern als Reform verlangen, so beweist dies eben nur ihre vollkommene Unkenntniß der Verhältnisse. Ein Christ (Daoud Pascha) war Minister, ein anderer (Rustem Pascha) ist Generalgouverneur, mehrere Christen, darunter zwei mit dem Bezierzrang, waren und sind Botschafter, Gesandte, Unterstaatssekretäre Staatsrätthe, Divisionsgeneräle, von den zahlreichen Bureau-Chefs und subalternen Beamten nicht zu reden.

Der Sohn des Beamten tritt natürlich wieder in den Staatsdienst ein. Der Eintritt und das Fortkommen werden ihm durch die Beziehungen des Vaters erleichtert. Der Vortheil, den sie ihm bieten, ist gewöhnlich sein einziges Erbe. Der Staatsdienst galt für den Esendisohn als die einzig passende Lebensstellung, wie er denn für die Mehrzahl der Ottomanen als der Quell aller Bedeutung ein mächtig verlockendes Ziel ist. Das letzte, was sich aus dem Herzen des Ottomanen entfernt, ist seine Liebe zu Amt und Würden. Es ist indeß in letzter Zeit vorgekommen, und ich halte dies für ein erfreuliches Symptom, daß solche anspruchsberechtigte Candidaten auf ein Staatsamt diesem eine freie Profession, wie zum Beispiel die neuentstandene Advokatie vorgezogen haben.

Der Eintritt in das Bureau fand bisher oft in einem Alter statt, in welchem der deutsche Knabe noch das Gymnasium besucht. Die orientalische Sonne reißt den Menschen rascher, und das Bureau galt zugleich als Vorbereitungs-

schule. Dort bildete sich der jugendliche Beamte nach seinen Anlagen und je nachdem sein Vater oder andere Einflüsse auf seine Bildung einwirkten. Der Neuaufgenommene, erst dem Minister vorgestellt und von demselben mit der herkömmlichen Formel: „Wenn's Gott gefällt, werden Sie Bezier werden!“ entlassen, wurde nun in einem Kalem eingereiht. Kalem heißt Feder und zugleich Bureau. Der neue Beamte, dessen rother Fetz die Farben-Nüance und dessen Kleid den Schnitt nach der Mode angenommen hat, die gerade in den Bureaux vorherrscht, also mit einer Art Civil-Uniform angethan, wandert nun täglich zu seinem Amt.

Zwei Extreme geben sich hier in der Erscheinung kund. Der jugendliche Stutzer, den vom Pariser seiner Art nur das rothe Fetz auf dem Haupt unterscheidet, und einige Ueberbleibsel aus früherer Zeit in solchen Aemtern, die gewissermaßen zum Pforten-Trainwesen zählen.

Den Efendi dieser letzteren Kategorie kennzeichnet der reglementsmäßig kurz geschorene Vollbart, der bloße Hals über einer Shawlweste, der langschößige Rock mit dem Stehragen, und semmelfarbene oder taubengraue Pantalons mit ausgehöhlten Knien, mächtige Galloschen und die unter dem Fetz neugierig hervorlugende weiße Untermitze.

Noch vor wenigen Jahren sah man um die Mittagstunde Reiter-Karawanen nach der Richtung des Pfortengebäudes strömen. Das Reitpferd mit einer reichbordirten Satteldecke, daneben zu Fuß der Reitknecht in nationaler Tracht und hinterher der Diener mit dem Tschibukbehälter, gehörten zum regelrechten Aufzug des Efendi, dem die Schildposten militärische Ehren erwiesen. Die strenge Sonderung des Staatsbeamten vom Officier war früher ganz unbekannt. Mit dem Range wuchs die Anzahl der be-

gleitenden Diener; die Minister hatten überdies zu beiden Seiten militärische Garden mit goldbordirten Kragen, die bis über die Ohren reichten, und mit langen Gewehren bewaffnet. Heute sind die Reitpferde durch moderne Kutschen verdrängt, die begleitenden Tschibuktschuß aus der Mode, und auch die Beamten zu Fuß werden nicht mehr bloß als den untersten Rangklassen angehörig betrachtet.

Das orientalische Gepräge im Aeußeren verwischt sich mehr und mehr. Auch in den Bureaux verdrängen die Armstühle die rings um das Gemach laufenden Divane der Väterzeit. Vor jedem Beamten steht ein Tischchen und auf demselben der reichhaltige Schreibapparat, der aus so und so viel kleinen Porzellanvasen, Federn, Scheeren, Messern und anderen Utensilien besteht; dieselben sind gewöhnlich zierlich, mitunter kunstvoll ausgeführt und erfreuen sich stets einer vorzüglichen Pflege. Der musterhafteste Soldat hält seine Waffen nicht in blankerem Zustand, als der Efendi seine Schreibrequisiten. Zu diesen letzteren gehört auch die Cigarettenbüchse und der Aschebecher, seitdem der Tschibuk sich aus dem Bureau in die Kabinette einiger Hoch- und Höchstgestellter zurückgezogen hat. Eine gewisse militärische Nettigkeit gehört zur conventionellen Erscheinung des Efendi.

Die Bureau-Chefs führen außerdem die „Torba“ (seidene oder leinene Säcke) mit sich. In der Torba befinden sich die zu erledigenden Schriftstücke, die vom Bureau nach Hause, vom Hause zum Bureau und von einem Kalem zum anderen wandern. Die Torba ist das ambulante Archiv, oft eine Ausflucht oder ein Vorwand zu Verzögerungen; die Tiefen der Torba sind ein Abgrund für denjenigen, der die Erledigung einer mißlichen Angelegenheit betreibt. Das Vorwalten der Persönlichkeit mußte den raschen Dienstgang

in so ferne beeinträchtigen, als die Erledigung fast jeder Angelegenheit vor die höchsten Spitzen eines Departements, zumeist des Ministers selber gebracht werden muß.

Dieser Umstand, der bei nicht genügend genauer Abgränzung der Amtsthätigkeit der einzelnen Abtheilungen und bei mangelnden systematischen Bestimmungen auf die persönliche Entscheidung von „Fall zu Fall“ und „je nachdem“ des obersten Chefs zurückführt, ist gleichfalls eine Folge der patriarchalischen Anschauung. Er überbürdet den Minister über Gebühr mit Detailreglung und man kann füglich behaupten, daß die Minister in abendländischen Staaten nicht annähernd so angestrengt und mit Arbeit überhäuft sind, als ihre ottomanischen Kollegen.

Jeder Kalem hat ein „Aufathmungszimmer“ (Tena-fusodassi), wo der Tagesklatzsch freieren Lauf hat und wohin Erfrischungen gebracht werden. Der beim Thürvorhang aufgestellte Amtsdienner hält nur selten die Gabensammler, zu Deutsch „Bettler“, von ihren Rundgängen durch die Bureaux ab. Es zieht ein freier, humaner Zug durch die ottomanische Lebensanschauung. Von den Pfortendienern sind außer den perdeddschi (Vorhangbediensteten) noch zwei Gattungen besonders zu erwähnen, da sie so zu sagen zum Pforteninventar gehören. Die Stummen (Dilsiz) welche beim Großvezier, beim Rathspräsidenten und während der Berathungen Dienste verrichten und die pabuschdju (Ueber-schuhbewahrer) deren Kasten an jedem Eingang des Pfortengebäudes angebracht sind. Die Ersteren sind besoldet, das freie Einkommen der Letzteren aber ist empfindlich geschädigt, seit die jüngern Efendi anfangen dem Gebrauch der Ueber-schuhe zu entsagen. An den Schuhputzern, die sich seit einigen Jahren in den zum Pfortengebäude führenden

Straßen massenhaft eingenistet haben, ist den pabudschu (meist Diener-veterane) eine fühlbare Konkurrenz erwachsen.

Durch Ali und Fuad gelangte nächst dem wichtigen Bureau des „Referendarius“ das Uebersetzungsbureau als Diplomaten- und Minister-Pflanzstätte zu hohem Ansehen. Capacitäten, wie Savfet, Raschid, Marifi und Rabuli Pascha entstammen demselben; Letzterer stand ihm fünfzehn Jahre hindurch vor. Die Aelteren klagen über den Verfall des Bureau, dessen Blüthezeit in die Epoche Ali's fällt. Sollten es nicht die erhöhten Ansprüche an den Nachwuchs sein, welche diesen Klagen ihre scheinbare Berechtigung verleihen?

Eignet sich der neue Beamte zum Kanzleidienst so erhält er beim Abgange eines Bureaumitgliedes einen Antheil an der Gehaltsquote, die jedem Bureau ausgeworfen ist. Mitunter beträgt das erste Monatsgehalt bloß 50 Piaſter (5 fl. De. W.) Dieses, sowie die allenfallsigen Zulagen, sind entweder fix oder aber zeitweilig, wenn es nämlich nur während der auswärtigen Verwendung eines Bureaumitgliedes für die Dauer seiner Abwesenheit einem Andern zugewiesen ist.

Das Gehalt an der Pforte wird sehr geschätzt, eine Stellung daselbst ist sehr gesucht, besonders von denen, die ihren „Weg machen“ wollen. Ich kenne Beamte, denen Gouvernements mit den zehnfachen Einkünften zugedacht waren und die es vorzogen, ein bescheidenes Bureau-Amt beizubehalten. „An der Quelle muß man sitzen,“ ist ihre Devise, „denn die aus den Augen der Macht sind, werden vergessen.“ — Es kommt auch nie vor, daß z. B. ein Botſchaftssekretär zum Gesandten avancirt. Der Chef wird immer von Stambul aus entsandt. Endlich wird dem Beamten als Belohnung oder zur Aneiferung ein Rang verliehen.

Die fünf, respective acht hierarchischen Rangklassen, in welche ähnlich dem russischen Tschin (Rangordnung) die ottomanische Bureaukratie gegliedert ist, sind durch die Verschwendung, die Reschid Pascha bei Verleihung derselben eintreten ließ, beträchtlich entwerthet, besonders seit der Pfortenrang dem gleichstehenden Armeerang untergeordnet und bald nachher der Excellenztitel auf den obersten Beamtengrad beschränkt wurde. Für den ranglosen Efendi jedoch bildet der Rang, welcher rein persönlich und unabhängig vom Amte ist, immer noch eine Lockung, und wäre es auch wegen nichts weiter, als um auf den Adressen und in den brieflichen Ansprachen ein „begabter,“ „glänzender,“ „glücklicher,“ „herrlicher“ vor dem Namen leuchten zu sehen, oder um den Sitz über dem A und dem B einzunehmen. Außer den Zielen des Ehrgeizes strebt der Efendi, indem er sich im Rang erhebt und im Gehalt abrundet, zweierlei an: den Besitz eines Hauses, wäre es auch noch so beschränkt, und einer Kutsche, wäre sie auch einspännig. Es gilt dies natürlich nur von Jenen, denen beides nicht bereits an der Wiege zufiel. Beides wird natürlich auf Borg gekauft und da die Gehaltszahlungen nach dem aus der patriarchalischen Anschauung herübergenommenen Brauch selten regelmäßig bezahlt werden, so ist der Geldwechsler mit der Finanzgebarung des efendi'schen Haushaltes betraut, anscheinend immer, in Wirklichkeit selten zu seinem Schaden.

Der Efendi ist zumeist Autodidakt. Ist er begabt oder ehrgeizig — und oft ist er beides zugleich — so weiß er sich die unentbehrlichsten Kenntnisse selbst zu verschaffen. So mancher hat sich auf der Höhe des Alters daran gemacht, die französische Sprache zu erlernen, und mit gutem Erfolg.

Der Aufenthalt im Abendland als Sekretär bei irgend einer Gesandtschaft gehört für den jungen Efendi zur vervollkommnung der Bildung. Gesandtschaftsmitglied sein, ist für ihn dasselbe, wie die große Continentreise für den englischen Peerssohn, das Abendland nicht kennen, ist für das Fortkommen an der Pforte fast hinderlich. Daß dieser Aufenthalt in den abendländischen Residenzstädten, vornehmlich in Paris, auf jeden Einzelnen seiner Eigenart entsprechend wirkt, und daß die Mehrzahl sich nicht viel Besseres als einige Neußerlichkeiten in der Lebensweise und die Laster der europäischen Großstädte aneignet, ist ganz begreiflich.

Dennoch wissen die am schlimmsten Beeinflussten noch immer Maß zu halten und überschreiten gewisse Grenzen nicht. Zur gesellschaftlichen Skandalchronik stellen von den Ottomanen nur einzelne Ausnahmen ein Contingent. Daß sie sich aber wie es bei Manchen ihres Gleichen in der abendländischen Gesellschaft und nicht gar zu selten vorkommt, zu Verbrechen hinreißen ließen, ist mir nicht bekannt.

Läge das an einem geringeren Grad von Leidenschaft und Genußsucht, oder an einem höheren Maß von gesellschaftlicher Disciplin und Selbstbeherrschung?

Die Meisten erlernen irgend etwas, wenn auch oberflächlich. Mit dem Wissen prunkt der Efendi am liebsten, wenn auch ein eigentliches Prahlen und sich Hervorthun in unserem Sinne in der ottomanischen Gesellschaft ganz unmöglich ist. Ein Versuch, die Individualität und ihr Können und Wissen unbescheiden zur Geltung bringen zu wollen, würde von der ottomanischen Gesellschaft lautlos und ohne Apparat abgethan werden.

Nach der Rückkehr äußern sich die Begabten gewöhnlich auf zweierlei Weise. Die Einen finden im eigenen Lande

alles schlecht und tadelnswerth. Sie vermissen in Stambul vor Allem Boulevards, Quais, gutes Pflaster u. dgl., die Anderen hingegen machen aus Trotz gegen alles Abendländische Front. Sie erkennen innerlich den tieferen Kulturstand, auf welchen sich in den meisten Gebieten ihr Land und Volk befinden, wollen dies aber nicht eingestehen und klammern sich nun an die Schattenseiten der abendländischen Kultur, um diese an den Pranger zu stellen, was allerdings bei Behauptung eines einseitigen Standpunktes nicht allzu schwierig ist.

Einige von ihnen aber blicken nicht nach rechts und nicht nach links, sondern trachten das Erfahrene, Gelernte möglichst zu benutzen und dadurch ihren Weg zu machen. — Es gelingt ihnen zumeist, und das sind die Nützlichen.

Der Vorwurf der Unwissenheit wiegt bei den Esendis so schwer, als der Leummund der Leichtfertigkeit.

Vor einigen Jahren war es gewissermaßen Sport, öffentlich Vorträge zu halten. Hohe Würdenträger docirten als „Freiwillige“ den Bureaubeamten gewisse Fachkenntnisse. Um diese Zeit gründeten junge Beamte einen „schöngeistigen Club“, der vornehmlich die Uebersetzung wissenschaftlicher Werke im Auge hat. Auch das Selbststudium der National-Deconomie kam damals sehr in die Mode.

Ein nicht geringeres Gewicht als auf die Erwerbung einer schönen Handschrift und eines zierlich gewundenen Styles, mit Arabischem und Persischem durchsättigt, wird auf die Aneignung der streng beobachteten Formen gelegt, welche der Pfortenwelt eigen sind. Die gefällige Glätte, welche die Aeußerungen des individuellen Lebens zu Gunsten der conventionellen Haltung verwischt, ist ein Haupterforderniß für den Pfortenbeamten. Er hat ein biegsames

Rückgrat, welches im Gegensatz zur selbstbewußt-männlichen Haltung des Ottomanen im Allgemeinen steht, denn der Ottoman hat nichts von der sklavisch-süßlichen Unterwürfigkeit des moskovitischen Muschiks. In der Pfortensprache redet man den Hochgestellten als „unser Wohlthäter“ oder als „unser Gebieter“ an, und spricht von sich als „Diener“, „Hilfloser“ und „Staub der Füße Eurer Erhabenheit“. Dieser Redestyl indessen, der oft nicht mehr bedeutet als das „Ich küsse die Hände“ des Italieners oder das „très-humble serviteur“ des Franzosen, vereinfacht sich mehr und mehr. Vor einigen Jahren noch gehörte es zum feinen Ton, leidend zu sein oder wenigstens zu scheinen; Gebrechlichkeit war ein Zeichen von Bornehmheit. Das Flüstern im Redeton nach der Art Ali Paschas fand häufige Nachahmer, und man kokettirte mit dem Bekenntniß: „Ich habe Furcht.“ Die Empfehlung „Ein schüchterner, verschämter Diener“ galt als besonders günstig. Heute bereits ist diese Art sich zu geben, die dem osmanischen Wesen so ganz und gar widerspricht, außer Cours; die Reaction gegen den militärischen Geist der Klasse hat aufgehört.

Das, was die Franzosen *Esprit de conduite* nennen und dessen Mangel so vielen geistvollen und hochbegabten Menschen in ihrem Fortkommen hinderlich wird, ist ein in der ottomanischen Beamtenwelt häufig vertretenes Talent.

Was die Amtsthätigkeit betrifft, so ist es beim *Efendi* lange nicht so schlimm bestellt, als man gemeiniglich annimmt, gewiß selten viel schlimmer als bei gar manchem abendländischen Amtsbruder, wenn auch die sehr diplomatischen Grundsätze bei ihm Geltung haben: „Thue nie heute, was du auf morgen lassen kannst,“ oder: „Man würde Alles besser machen, wenn man es ein zweites Mal verrichten

könnte.“ Was er einmal in Angriff nimmt, erledigt er rasch und gewandt. Ich muß es hier wiederholen! Apathie und Raschheit, zögernde Entschließung und energische Ausführung stecken zugleich und vielleicht in gleichem Maße im ottomanischen Blut. Jedes Bureau zählt unter mehreren Plänklern einige Kernsoldaten und diese entwickeln eine erstaunliche Arbeitskraft. Der Efendi ist nicht geschulter Diplomat, nicht systematischer Verwaltungs-Beamter, nicht mit Ziffern großgesäugter Finanzmann; er hat keine strenge Spezialität und wird je nach Umständen bald in den Pforten-Bureaux, in einer Gesandtschaft, bald in den Provinzen, bei einem Tribunal oder in sonst irgend einer Abtheilung verwendet. Er ist vor Allem Kapubendegian (Affiliirter der Pforte). Die mangelnde Sonderung der Fachverwendung findet ein Correctiv darin, daß die echte Eignung für ein besonderes Thätigkeitsfeld, durch keinerlei systematische Schranken gehemmt, sich endlich dennoch Bahn bricht, daß die individuelle Begabung vor Verkümmern bewahrt wird und im Hin- und Herschütteln endlich das Plätzchen findet, wo sie sich Geltung verschaffen kann.

Eine eigentlich geregelte Laufbahn, wie sie in der Armee eingeführt ist, besteht gleichfalls nicht, denn was seit der Reform vom Abendland herübergenommen wurde, hat, wie zu Anfang erwähnt wurde, keine tieferen Wurzeln gefaßt. Die Umrisse bestehen; im Detail sind sie nur sprung- und theilweise ausgeführt worden und entbehren auch da des systematischen Stempels. Persönliche Rücksichten erheben hier wie auch anderswo die Begünstigten und lassen sie wieder fallen — aber auf diese Weise gelangten auch manche Befähigte unbehinderter, rascher empor. Auf erworbene Rechte darf kein Beamter fußen, aber die patriar-

chalische Fürsorge der Regierung spricht er niemals vergeblich an, und Gömmer findet er leichter, als er sie anderswo fände. Da mit dem Umsichgreifen der Reform neue Bedingungen sich herausgestellt haben, so wird auch hier denselben weitere Rechnung getragen werden. Für die genaue Pflichterfüllung, die im Interesse des regelmäßigen Dienstes nunmehr gefordert werden muß, reicht die patriarchalische Gebahrung nicht mehr aus.

Das ottomanische Beamtenthum bleibt unter sich in beständiger Fühlung. Selten wird ein Minister, welchem Departement er zeitweilig auch vorsteht, seine Untergebenen nicht mehr oder weniger persönlich kennen; die persönliche Berührung, im Abendland so selten, wird am Goldenen Horn eifrig gepflegt. Die Salons ottomanischer Würdenträger gleichen Taubenschlägen; man denkt dabei unwillkürlich an das römische Clientenwesen.

Dem Europäer wird die Möglichkeit eines öffentlichen Dienstes auf solchen Grundlagen als undenkbar erscheinen. Von seinem Standpunkte aus mit Recht.

Unsere politische und sociale Logik gilt aber nicht für den Orient. Das Walten der Natur mit seinen unberechenbaren Constellationen und seinen oft unerwartet auftretenden Correctiven hatte im öffentlichen wie im privaten Leben des Ottomanen, das im Ganzen der Natur näher stand, ein ziemlich getreues Spiegelbild.

So mangelhaft es um den öffentlichen Dienst bestellt gewesen sein mochte, das Reich, dessen Verwaltung zu den schwierigsten gehören dürfte, hat die Unzukömmlichkeiten des Uebergangsstadiums und der widerspruchsvollen Zwitterlage beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch ertragen.

Im neuen Verfassungsstatut ist die Ausnahme des im

Abendland giltigen Prinzips ausgesprochen: Das Recht wird der Pflicht als Gegengewicht dienen und die Günst zu erzeugen haben; die Forderungen der Pflicht werden strenger gehandhabt werden.

Ottomanische Hofämter.

Ein Vergleich zwischen den ottomanischen Hofämtern und den abendländischen Hofchargen ist unstatthaft oder doch äußerst schwierig.

Die gleichen Titel entsprechen durchaus nicht der gleichen Bedeutung; schon aus dem einen Grunde, weil es im osmanischen Staate keinerlei Geburts- und Erbadel gibt. Abweichend von den Arabern, legen die Ottomanen auf die Abstammung gar keinen Werth. Daß die Nachkommen hoher Würdenträger sich allenfalls als Diener oder Handwerker fortbringen, oder daß die Träger des grünen Turbans, die angeblich von Fatme, der einzigen Tochter des Propheten abstammen, durch die niedrigsten Beschäftigungen ihren Lebensunterhalt verdienen, wird von der ottomanischen Gesellschaft als ebenso normal hingenommen, wie die — um nicht zu sagen gewöhnlichen — häufigen Fälle, daß ein Ottomane, den untersten Schichten des Volkes entsprossen, als Generalissimus die Armeen befehligt, als Bezier das Reich verwaltet oder aber mit dem Sultan nah ver schwägert wird.

Während also im Abendland die Hofämter Adelswürden sind und von den Trägern altadeliger Namen eingenommen werden, sind am osmanischen Hofe die Hofleute, wie z. B. Kammerherren, Stallmeister u. s. w., gleich den Adjutanten und Sekretären ohne Rücksicht auf Abkunft und Familie ernannt, und werden als Beamte nach dem allgemeinen hierarchischen Rang classificirt. Der oberste Kammerer und der erste Sekretär bekleiden den Rang eines Unter-Staatssekretärs oder General-Lieutenants. Dergleichen stehen der General-Adjutant und der Oberstallmeister auf derselben Rangstufe. Auch die kaiserlichen Leibdiener haben bureaukratischen Rang. Da sie gleich den Staatsbeamten in das europäische Reformcostüm gekleidet sind, kennzeichnet sie in der Aeußerlichkeit nur der, man möchte sagen, puritanische Schnitt desselben.

Ihre schwarzen oder dunkelblauen Leibröcke sind übermäßig lang, fast bis über die Knie reichend, die Beinkleider möglichst weit und sackförmig. Das rothe Fes ahmt ängstlich die jeweilig vom Padischah gewählte Form und Farbensüance nach. Die modischen, stutzerhaften Neigungen im Costüme, denen sich die Pfortenbeamten hingeben, werden vom Serail-Aga streng vermieden. Nur die Kutscher und Fußlakaien sind in eine Art *Livrée* gekleidet, die bei Beibehaltung des allgemeinen Fes aus einem ungarisch ver schnürten Leibrock und bordirten Pantalons besteht.

Doch wir wollen uns diesmal ausschließlich mit den eigentlichen Hofbeamten befassen und unter ihnen besonders mit dem Höchstgestellten. Es ist der *Kislar Aga* (Herr der Mädchen), denn das Amt eines (*Muabem Muschiri*) Palastmarschalls, das auf gleichem Niveau steht, ist nur ausnahmsweise besetzt. Es müßte auch eher mit dem eines

„Ministers des kaiserlichen Hauses“, als mit jenem eines Oberhofmeisters verglichen werden.

Daß der Palastmarschall nicht als eigentlich in den Rahmen des Serails gehörig betrachtet wird, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er seinen Vollbart beibehält. Den Insassen des kaiserlichen Palastes aber, inbegriffen die Prinzen, gestattet die Hof-*Etifette* bloß den Schnurrbart. Der Schmuck des Vollbartes ist daselbst einzig dem Monarchen vorbehalten. Wenn ein Hofbeamter seiner Dienste enthoben wird, um im traulichen Schatten seines Zali (*Bospor-Villa*) die wohlverdiente Ruhe zu genießen oder in der Verwaltung seine Fähigkeiten weiter zu verwerthen oder aber endlich, um „fern von Madrid“ über den jähen Wechsel irdischer Größe unter dem wechselnden Mond nachzudenken, so lautet der diesbezügliche Befehl des Padischah, „N. möge den Bart wachsen lassen“. Damit sind ihm die goldenen Pforten des Palastes verschlossen.

In früherer Zeit bildeten vier Großbeamte des Hofes das, was man den kaiserlichen Steigbügel (*Rikiab humajun*) nannte. Diese Bezeichnung stammt aus der ersten Zeit, da die Sultane ihre Befehle als Heerführer noch vom Roß herab ertheilten und da alle Bitten gewissermaßen als an seinen Steigbügel gerichtet waren.

Die vier Hofbeamten, welche die Person des Monarchen beständig begleiteten sobald dieser das Serail verließ, waren der Vostandschi Baschi, der Bökük Imrachor, der Kütschük Imrachor und der Kapudschuler Kiahiaffi.

Der Vostandschi Baschi befehligte das Corps der Vostandschi welche, wie schon der Name es bezeugt, bei der Entstehung Gärtner waren und sich mit der Zeit zur inneren Palastwache herangebildet hatten.

Unter diesem hochansehnlichen Kronbeamten, der gleich dem Sultan das Vorrecht genoß einen Bart zu tragen, stand die Polizei im Palast und in der Stadt. Er führte das Steuerruder vom Raik des Sultans, ausgenommen wenn dieser zu Feuersbrünsten fuhr, wo ihn dann der Chasséki Aga augenblicklich ersetzte, da er selber zur Feuerstätte berufen war.

Die Chassékis, welche eine Abtheilung der Postandschis ausmachen, wurden gleich den Kapudschu zu auswärtigen Aufträgen und zur Ueberbringung von Fermanen verwendet. Nur wurden in letzter Zeit die frohen Botschaften, wobei Geschenke abfielen, den letzteren zugetheilt und die ersteren mußten die Stummen bei Ueberbringung der verhängnißvollen Schnur ersetzen, wobei mehrere von ihnen recht übel fuhren. So z. B. beim Gouverneur von St. Jean d'Acre Dschékar Pascha, der fünf solchen Abgesandten die Köpfe abhauen ließ und sie mit sammt den Fermanen unter einem von Ehrfurcht überfließenden Schreiben an die Pforte zurücksandte.

Die beiden Imrathor (Großstallmeister) des Reiches präsidiren beim Weidefest, welches jährlich am St. Georgstag mit großem Pomp begangen wird. Dieser Ceremonie des ersten Ganges der kaiserlichen Pferde zur Weide wohnen der Sultan und alle Großen bei.

Doch um nicht durch eine verlängerte Abschweifung den Faden dieser Skizze aus der Hand zu verlieren, wollen wir auf den Kizlar Aga zurückkommen. Dieser Hofwürdenträger, für den wir im Abendland keinen Gleichen finden und für dessen hohes Amt, so einträglich es auch sein mag, sich da selbst kaum ein Candidat melden würde, ist der oberste Chef der Haremwächter, Großcapitän der grimmigen

Cerberus an den geheimnißvollen Pforten des unnahbaren Haus-Innern. Die Eunuchen sind nach der Hautfarbe in zwei Corps getheilt, in das der Schwarzen und in das der Weißen. Das Corps der Letzteren, die man „ak agaler“ (weiße Herren) nennt, ist bereits aufgelöst; von ihnen selbst sind nur Wenige übrig geblieben.

Die Eunuchen sind ein Erbtheil, das die Ottomanen eigentlich vom byzantinischen Hof überkommen haben. Dort spielten sie bereits eine große Rolle und waren häufig Günstlinge der Cäsaren. Der Name Eunuchos (Bettbewahrer) diente daselbst zur Bezeichnung eines hohen Hofamtes.

Die Sitte der Castration scheint in Sybien ihren Ursprung genommen und sich von dort nach Syrien und Kleinasien verbreitet zu haben. In neuerer Zeit beschäftigten sich die Mönche eines christlichen Klosters in Ober-Egypten mit der Bereitung und Lieferung von Eunuchen für den Haremdienst der mahomedanischen Großen. Die Moslim selbst würden sich kaum dazu verstanden haben, durch so grauenhafte Zurichtungen ihren Bedarf an Tugendwächtern zu decken.

Der Eunuche ist vom männlichen Neger leicht zu unterscheiden. Erstens fehlt ihm der Bart, wie dem in gleiche Lage versetzten Hirsch das Geweih, wie dem Kapaun der Kamm und die Sporen des Hahnes. Au den weißen Agas ist der Bartmangel in einem Lande, wo der Bart als vornehmliche Zierde des Mannes gilt, noch auffälliger. Den Eunuchen kennzeichnen ferner der reichliche Fettsatz am Oberkörper und die rundlichen Formen des weiblichen Typus bei auffallend langen mageren Beinen, kurz das Uebergewicht der Nerven über das Gefäßsystem, des Zellengewebes über das Muskelgewebe. Seine Hüften sind gerundet, sein Antlitz

wird, vermöge der eigenthümlichen Weiche und Schlaffheit der Haut, übermaßen faltig und widerlich. Die weite orientalische Gewandung mochte vormals die Unebenheiten seiner unförmigen Gestalt maskiren, im Reformcostüme, das sich nur durch das rothe Fetz von der abendländischen Kleidung unterscheidet, nimmt sie sich, abgesehen von der schreckhaften Häßlichkeit, widerspruchsartig und anachronistisch aus.

Besonders bezeichnend aber ist an den Eunuchen ihre discantartige Stimme; weil der Kehlkopf kleiner bleibt und sich bei der mangelnden Bildung nicht zum Sopran der castrati der sirtinischen Capelle entwickeln kann, erhält sie sich knabenhaft. Die Aussprache des Buchstaben r wird ihnen wegen Erschlaffung der Stimmbänder äußerst schwierig. In pünctlichem Betracht verräth der Eunuche überall das Bewußtsein der Kraftlosigkeit, die er durch Hinterlist zu ersetzen strebt. Diese wird durch die Naturanlage der äthiopischen Rasse möglichst potenziert. Er ist reizbar und dabei doch wieder zur trägen Ruhe geneigt, worin ihm die orientalische Lebensweise mit ihrem in gewissem Sinne ausgebildeten Comfort Vorschub leistet. Er ist ohne jeden Aufschwung, ohne Energie des Willens, wenn nicht der vorherrschende Egoismus in einer ihn treffenden Angelegenheit betheiligt wird, in welchen Fällen er dann allerdings für kurze Zeit Ueberraschendes zu vollbringen im Stande ist.

Einst zählte das Amt des Kizlar Aga zu den einflußreichsten, gewichtigsten Stellen nicht nur bei Hofe, sondern im Staat und seine dunkelgesichtige Herrlichkeit, die den Herzensangelegenheiten des Gebieters nahe stand, spielte oft mit dem Blic der Macht, welcher den Händen des Machthabers entfallen war, während ihm eine irdische Houri Paradiesesträume träumen machte. Dann schrieb der Freu-

denbehüter zeitweilig unumschränkt dem Divan seinen Willen vor, d. h. die Forderungen seines Vortheils oder die Wallungen seiner Laune, und manchmal mag auf den Schlachtfeldern das Blut von Tausenden geflossen, manche Stadt eingeäschert, manche Provinz zertreten worden sein, weil dieß den persönlichen Interessen des Aga eben paßte.

Wenn er seine Absichten nicht gerademwegs durchzusetzen vermochte, verhalf ihm oftmals die kaiserliche Mutter oder die Favoritin dazu. Das Verhältniß zwischen den Frauen und ihren Hütern war nicht immer das der dulddenden Gefangenen und des unerbittlichen Argus, wie man es allgemein annimmt. Der Eunuche erinnerte sich seiner amtlichen Strenge nur dann, wenn die Odalik der Gunst des Herrn verlustig geworden war oder aber, wenn ihre Mittel nicht mehr reichten, seine nachsichtige Stimmung zu belohnen oder zu nähren.

Mancher Eunuche hat sich übrigens nicht unempfindlich gegen die Schönheit gezeigt und eine Neigung für Frauen an den Tag gelegt. So z. B. Tombal Aga ein Kizlar Agassi unter Sultan Ibrahim, dessen Liebesbedürfniß in der Verkettung von Ursache und Wirkung den Anlaß zur Eroberung von Randien gab.

Der Eunuchenchef hatte nämlich eine junge Sklavin kennen gelernt, deren zwingender Liebreiz ihn bewog, sie für einen beträchtlichen Preis zu erstehen. Auch als zu seiner Ueberraschung die vermeinte Jungfrau sich als Mutter entpuppte, behielt seine Neigung die Oberhand über die Bitterkeit der Enttäuschung und er übertrug die Zärtlichkeit für sie auf den nach einigen Monden gebornen Knaben.

Der Sultan schenkte dem Kleinen gleichfalls seine Huld, was hinwieder den Groll der Hassfeki Sultan (Mutter des

Prinzen) erweckte, die ihr eigenes Kind dadurch in seinen Rechten geschmälert glaubte.

Der höfisch geschulte Kizlar Aga mochte weniger auf die dauernde Huld des Gebieters bauen als den Born der Sultanin fürchten, er bat um seinen Abschied und zog mit Mutter und Kind und vielen Schätzen nach Egypten. Dieser friedlichen Absicht widersetzten sich einige Gallionen der Maltheser. Der Eunuche fiel, den Säbel in der Faust, als Mann — seine Odalik, sein Adoptivsohn und seine Schätze wurden von den Malthesern erbeutet. Ich weiß nicht, welcher Punkt dem Sultan in diesem Falle am meisten zu Herzen ging, kurz, er schwur, das Attentat zu rächen und hielt sich vorerst an die Venetianer, denen es oblag für die Sicherheit des Meeres zu sorgen. So begann das Unternehmen nach Randien, welches nach langwierigen Kämpfen mit der Einnahme der Insel endigte.

Seit Beginn des 17. Jahrhunderts besaßen die Kizlar Agas Athen als ihre Domaine. Sultan Achmed hatte nämlich zur Odalik eine Athenienserin, die er leidenschaftlich liebte. Sie hatte aber, entgegen der Art ihrer Serailschweftern, die keine Gelegenheit vorbei gehen ließen, ohne für sich und ihre Günstlinge etwas zu erschmeicheln, nie eine Gunst von ihm erbeten, und das verdroß den Sultan. Despoten ist die Uneigennützigkeit an ihren Günstlingen leicht unbequem, sie wollen keine Tugenden in ihren Kreisen außer solche, die ihnen gerade nützlich sind. Bei einem Anlaß verlangte denn die Odalik, um den erzürnten Sultan zu beschwichtigen, daß ihre unglückliche Vaterstadt zur Domaine des Kizlar Aga gemacht und derart seines besonderen Schutzes theilhaftig werde, was auch auf der Stelle geschah.

Der Sultan hatte dabei seinen Spaß, Athen konnte es

gleichgiltig sein, in wessen Auftrag es geschunden wurde und der Kizlar Aga strich schmungelnd die Züß zu seinen Einkünften ein.

Ihren Glanzpunkt erreichte die Stellung des Kizlar Aga unter einem gewissen Bekir Aga in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nach seinem Sturz und Tod gelang es dem Bezier Ragib Mehmed Pascha unter Sultan Mustapha das Uebergewicht der Eunuchen zu mindern.

Die unbeschränkte Verwaltung der beträchtlichen Einkünfte und Liegenschaften, welche unter dem Titel Haremaï dem Unterhalt des kaiserlichen Harems zugewiesen waren, wurde dem Eunuchenchef entzogen und unter die Leitung des Bezier gestellt. Der Freudenhüter mußte sich darein fügen, den Besitz der Macht zu theilen.

Vor der Reform repräsentirte der Kizlar Aga mit dem Großbezier, dem Großmufti und dem Janitscharen-Aga das Collegium der Regierungsgewalt. Wenn die vier Reichsverwalter der entente cordiale müde waren, führten sie einen Minenkrieg gegeneinander und oft sprengte die dunkle Hand des Schwarzen die drei Collegen in die Luft. Sein eigener Fall wurde seltener mit der berüchtigten seidenen Schnur besiegelt, und nur die Janitscharen hatten hin und wieder ein Gelüste, die weißen Köpfe der Beziere durch den dunklen des Kizlar Aga zu schattiren. Die Verbannung nach Egypten war die gewöhnliche Folge eines faux pas oder einer Allerhöchsten Ungnade, die, während sie bei dem Einen durch zu wenig und unter ganz gleichen Umständen bei dem Andern durch „zu viel Eifer“ geweckt wurde, bei Einigen durch das Fatum, daß sie in ihre eigene Neze sich verstricken ließ, hervorgerufen wurde und bei den meisten in einem bündigen „Darum“ ihre Begründung fand.

Heute, wo vom gewaltigen Janitscharen-Aga nichts weiter als Anekdoten und ein costümirter Popanz im Museum zu top-hane (Artillerie-Arsenal) übrig geblieben, wo Großvezier und Mufti nicht mehr dieselbe Machtausdehnung genießen, aber dafür eine weniger gefährdete Stellung einnehmen, ist auch der Kizlar Aga von seinem Piedestal verdrängt, der Sohn des Schattens in den Schatten gebannt worden. Seine stark geschmälerte Amtsthätigkeit ist ganz auf den Harem beschränkt worden und nur in den höchsten Regierungskreisen mag man in Detailfragen und in solchen, die das specielle Interesse des kaiserlichen Harems berühren, seine dunkle Intervention indirect wahrnehmen.

Der Kizlar Aga erscheint äußerst selten in der Oeffentlichkeit. Seine Untergebenen begleiten die kaiserlichen Kadinen oder die Palastdamen auf ihren Spazierfahrten; werden diese im Wagen unternommen, so reitet Einer von ihnen am Wagenschlag. Auch in den Harems der vornehmsten Würdenträger sind schwarze Eunuchen in Verwendung — man könnte sagen, waren — denn sie verschwinden zusehends vom Schauplatz. Heute dienen sie als Rangzeichen, ähnlich den federngeschmückten Büchsenspannern auf den europäischen Kutschböcken. Der Sinn besteht nicht mehr und wenn die Formel noch blieb, so dürfen wir doch mit Befriedigung wahrnehmen, daß sie zur Anschauung der heutigen ottomanischen Gesellschaft nicht mehr paßt. Es ist eine Tradition, zu deren Fortsetzung sich Niemand mehr berufen fühlt.

Ich habe mich bei Besprechung der ottomanischen Hofämter mit dem Kizlar Aga vorzugsweise beschäftigt, nicht bloß weil er der Erste bei Hofe ist, sondern weil sein Amt

speciell dem Orient angehört und für Europa in die Kategorie der erotischen Curiositäten classirt wird.

Jetzt ist der Eunuche ein auf den Aussterbe-Etat gesetztes Ueberbleibsel anderer Zeiten; er gehört in die Epoche der seidenen Schnur und der Janitscharen, kurz des ungeschminkten Asiatismus.

Bald wird am Bosphorus laut ausgesprochen und zur That werden, was heute bereits daselbst die vorherrschende Ansicht ist: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“

Die Ulemas.

Der osmanische Regierungsgedanke war von Beginn an theokratisch-militärisch. Die Nachfolger Osmans waren die obersten Heerführer und Streiter des Islam. Durch die Erwerbung des Khalifats (Nachfolge des Propheten) unter Sultan Selim I. wurden sie zugleich Pontifices des Glaubens und oberste Richter. Durch Wicare ließen sie diesen Theil ihrer Machtbefugnisse ausüben, wie den politischen und militärischen durch ihre Beziere und Serdars.

Die Ulemas, obschon zur straffen Hierarchie gegliedert, bilden so wenig einen eigenen Körper im Staat als das Heer; beide sind ein immanenter Bestandtheil der muslimanischen Gemeinschaft, wie der Koran das Buch der religiösen Offenbarung und zugleich das bürgerliche Gesetzbuch darstellt, wie der Sultan zugleich Herrscher und oberster Hüter des Glaubens ist. Die Ulemas sind die theologisch gebildeten Gelehrten, Richter und Lehrer. Dieselben theilen sich in zwei Kategorien, nämlich in Juristen (Foukcha) und in Schriftgelehrte (Ulema), ohne daß jedoch diese Eintheilung eine eigentliche Scheidung in sich begriffe.

Die Hierarchie bestimmt den Wirkungskreis der Richter (Mollas und Kadis), der Theologen (Muftis), der Professoren

(Muderris) und der Diener des Cultus (Chathybs, Imams, Muezzins und Rahms), und theilt diese wieder in verschiedene Rangstufen ein.

In den Medreses (theologische Schulen) werden die Muselmanen zu Ulema gebildet.

Um in die Medreses Zutritt zu erlangen, muß der Aspirant die Elementarschulen absolviren. Fast jede Moschee in einer größeren Stadt besitzt eine Schule, die von den ihr gehörigen Bakuf (Güter der todten Hand) erhalten wird. Die Vorträge werden entweder in der Moschee oder in einem besonderen, zumeist anliegenden, Schulgebäude unentgeltlich gehalten. Die Einrichtung läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig; sie besteht aus einem erhöhten Sitz für den Lehrer (Chodja) und mehreren Reihen niederer Bänke für die Bücher der Schüler. Diese sitzen dahinter mit gekreuzten Beinen auf Teppichen oder Thierfellen. Da Beweglichkeit nicht im Wesen des gebildeten Osmanen liegt und auch mit der Würde nicht vereinbar erscheint, so bedienen sich manche Lehrer eines sehr langen, angelruthenartigen Stocks, um damit die entferntsitzenden Schüler betippen zu können.

Hat sich der Schüler nun die Rudimente des Lesens, Schreibens und der Religion hier angeeignet, so tritt er als Sosta (Student) in eine Medrese über, deren ansehnlichste die zu Stambul, Adrianopel und Brussa sind. Hier ist seine Hauptaufgabe das Auswendiglernen des Korans und das Studium der arabischen Grammatik. Nach beendigtem Cursus wird der angehende Doctor vor einer Commission geprüft. Kann er den Koran auswendig, und zwar derart, daß er auch die Zahl jedes Koranverses und die Seiten und Zeilenzahl anzugeben weiß, was bei der unregelmäßigen

Folge äußerst schwierig ist, so erhält er den Ehrentitel *hakus* (der Behaltende, Gedächtnißstarke). Nun entscheidet sich der Betreffende für die theologische oder für die rein richterliche Laufbahn, und es beginnt das Abschreiben des Korans mit besonderer Rücksicht auf Kalligraphie, das Studium der Logik, Algebra, Geographie und mahomedanischen Geschichte; für die Aspiranten der juristischen Laufbahn (*Danischmend*) wird ein besonderer Rechtskursus abgehalten.

Die Entwicklung, welche alle Zweige des moslemitischen Rechtes gefunden haben, die Reichhaltigkeit der Literatur desselben und die Kraft und Bedeutung, die es im Staat errungen, hat zuerst der Graf Masigli 1732, später viel ausführlicher Anquetil-Duperron in seinem Buch „*sur la législation orientale*“ 1740 dargethan.

Die absolvirten Juristen werden endlich in den Richterkörper als Aspiranten aufgenommen und können nun als *Naibs* (Substituten der *Kadis*) angestellt werden oder als *Muderris* (Professoren). Die *Muderris* bilden ein Reservecorps für die höheren Richterstellen und für die Aemter der Provinzmuftis. Die Muftis (Mufti heißt der Sprechende, Entscheidende) als Gesetzkundige fertigen die *Fetwas* — Auszüge aus dem Gesetze — aus, auf Grund welcher der *Kadi* (Richter) das Urtheil spricht. Die Gesamtheit der religiösen Gesetze heißt *Scheri*, im Gegensatz zum *Kanun* (den rein weltlichen Verfügungen). Die religiösen Gesetze bestehen aus den *Sunne* oder *Hadis*, den directen Ueberlieferungen, der *Faschma*, d. h. der allgemeinen Uebereinstimmung, welche Erläuterungen und Anordnungen der vier ersten *Rhafilien* enthält, und endlich dem *Kias*, der Sammlung von Entscheidungen der angesehensten Theologen. Der *Kanun* andererseits besteht aus Staatsregeln und Disciplinar-

vorschriften, welche von Sultan Soliman erlassen und durch die Fetwas der Mustis sanctionirt wurden. In dieselbe Kategorie fallen die Bestimmungen über die willkürliche Gewalt des Sultan (Urf), die, da seine Gemüthsbewegungen als höhere Eingebung betrachtet wurden, demselben ehemals das Recht der spontanen Verurtheilung zum Tod einräumten. Dieses Recht des Hunfiars (Bluttrinkers, wie der Monarch genannt wird) wurde durch den Hatti-Scherif von Gülhané aufgehoben. Daran reiht sich ferner die Wirksamkeit des Herkommens (Adet), nämlich der localen Bräuche der Bevölkerungen, die, wenn sie mit dem Koran nicht in directem Widerspruch stehen, stets respectirt wurden.

Der abgeschlossene Charakter des Koran, der dem Moslim als Vollendung und Siegel aller Offenbarung gilt, hat zweifellos auf die Stereotypirung aller Formen Einfluß geübt und eine Art Versteinerung des Lebens zur Folge gehabt. Der Islam hat die Erfüllung gebracht und die Weltanschauung, die er geboren hat, verräth die Beschränktheit des Alters, das nichts mehr zu hoffen, zu erstreben hat, das nichts mehr erwartet als den Tod.

Natürlich weist auch das islamitische Dogma dieselbe Starrheit auf, und die vielen Sekten, denen wir in seinem Rahmen begegnen, vertreten nicht etwa verschiedene Anschauungen oder neue Systeme des ganzen Lehrgebäudes, sondern nur individuelle Auffassungen einzelner Koranstellen. Und erhoben sich auch einmal und zwar schon zu Beginn des neunten Jahrhunderts in Arabien mehrere Freidenker, aus denen die Sekte der Mutaazeliten hervorging, welche gegen den starren Dogmatismus auftrat und unter anderm die Freiheit des Willens gegenüber der Fatumislehre verkündete, ergriff auch die kühne Lehre dieser Separatisten

einige Zeit hindurch die Geister, so gewann der Dogmatismus doch bald wieder die Oberhand und erstickte die rationalistische Regung. Selbst das vornehmste Schisma, welches die Sunniten und Schiiten trennt, hat durchaus keine Kritik zu Grunde, sondern bezieht sich nur auf die Frage des Kalifat's, d. h. der Nachfolge, und die verschiedene Auffassung einzelner Vorschriften, wie allenfalls, ob die Abwaschung (Abdest) bei den Fingerspitzen, oder aber beim Ellbogen zu beginnen sei. Die Vorschriften überhaupt haben vielmehr auf äußerliche Verrichtungen Bezug als auf die innerliche Erhebung des Menschen. Wer sie genau befolgt, hat genug gethan; zur seelischen Thätigkeit und Entwicklung regen sie nicht an: Ergebung ist ihr letztes Wort. Die vier Hauptschulen der Sunniten, als die Hanifsch, Maliki, Schafii und Hämбели unterscheiden sich von einander vollends bloß durch unerhebliche Abweichungen in der Aeußerlichkeit und es kann der Begriff Sekte in unserem Sinn auf sie kaum eine Anwendung finden, da sie in Rücksicht auf das Dogma und die Anerkennung der Rechtsquellen unbedingt übereinstimmen.

Die Schule des Abu-Hanifsch ist im osmanischen Reich die weitaus verbreitetste und die für den dortigen Richterstand maßgebende. Sie vertritt eine größere Selbstständigkeit bezüglich der Tradition und zeichnet sich durch eine mildere Auffassung der Rechtsquellen aus.

Da der Koran alle Dinge in den Kreis seiner Bestimmungen zieht, so haben die Fetwas ebenso gut Bezug auf private Streitfragen als auf die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Wer für einen bestimmten Fall den Ausspruch des Gesetzes kennen will, begibt sich zum Fetwa-Emini, der seine Frage in die gesetzliche Form kleidet und niederschreibt.

Die Antwort darauf (Fetwa) ist gewöhnlich sehr bündig und bestimmt verfaßt, endigt jedoch stets mit dem Satz: Gott weiß es besser.

Sollte irgend eine Frage nicht nach dem Wortlaute des Scheri beantwortet werden können, so nimmt der Mufti in diesem allerdings seltenen Falle Zuflucht zur „Sammlung der Fetwas“, die aus berühmten Entscheidungen besteht und in der Bibliothek der Aja Sofia in 53 dicken Bänden niedergelegt ist.

Bis zu Sultan Mehmed II. war der Kadi, der dem ersten Tribunal der Sultansresidenz vorstand, als Haupt aller Ulema angesehen. Murad I. verlieh ihm den Titel Kaz=asker (Heer=richter). Sultan Mehmed II. ernannte nach der Eroberung von Konstantinopel noch einen zweiten Kaz=asker, und so führte der erste den Titel „für Rumelien“, der zweite „für Anatolien.“ Obschon diese beiden Justiz-, Cultus- und Unterrichtsminister gleichgestellt waren und in ihren Departements einer von dem andern unabhängig die Ernennung der Richter und Gesetzkundigen vollzogen, so erweiterte sich doch der Wirkungskreis des Kaz=asker für Rumelien bald so sehr, daß er das Uebergewicht über seine Collegen bekam. Alle Streitsachen der Muselmanen nämlich wurden ihm zugetheilt, desgleichen alle Prozesse des Fiscus und der Staatsgüter, während die Angelegenheiten der Nichtmuselmanen dem Kaz=asker für Anatolien zufielen.

Der Kadi hat in den Provinzen überall den Vorrang vor dem Mufti, obschon der Mufti der Hauptstadt durch Soliman den Großen über die beiden Kaz=asker gesetzt und unter dem jetzt allgemein üblichen Titel Scheich=ül=Islam zum Haupt aller Ulema bestellt wurde. Die osmanischen Stylisten nennen ihn „das Meer der Wissenschaften, den Berather der Menschheit.“

Der Scheich-ül-Islam wird vom Sultan nach Belieben ernannt und abgesetzt; er ist mit dem Großvezier der höchste Würdenträger des Reiches und war als Minister Sprachrohr der Gesetze, welche theokratisch sind, und derart auch den Glauben, die Doctrin, die Verwaltung, die Politik und die Heerführung bestimmen, von großem und maßgebendem Einfluß. Freilich hat er diesen, insofern er sich direct äußert, ebensosehr eingebüßt wie das ganze Corps der Ulema überhaupt, seitdem mit der Reform die Verwaltung und die Politik auf eine ganz neue Basis gestellt und selbst Gerichtswesen und die Proceßformen allmählig nach europäischem Muster eingerichtet wurden.

Nirgends vielleicht hat die osmanische Regierung staunenswerthere Reformen gewagt und durchgeführt, als auf dem Felde der Lostrennung der staatlichen Angelegenheiten von den juridischen und dieser von den theologisch-juridischen. Denn hier ist die Emancipation vom Koran thatsächlich durchgeführt, mag sie auch immerhin von der osmanischen Regierung nach innen aus Vorsicht bemäntelt, vom Ausland aber unterschätzt und mißverstanden werden. Die Macht des Scheich-ül-Islam ist bereits mit der Zerstörung des Janitscharen-corps und mit der Reform geschwächt worden.

Bei der Entthronung des unglücklichen Reformators Selim III. sollte der Fetwa zum letztenmal sich als eine Waffe in der Hand des Mufti erweisen, die auch den Khalifen niederwerfen konnte, wenn sich diese Hand mit der Faust des Janitscharen vereinigte*). Heute muß der Mufti zusehen, wo er den Koran-Vers findet, der den vom Sultan-Khalifen eben gebrauchten Fetwa begründet. Von der Reform

*) Vor den Mai-Ereignissen geschrieben.

an datirt die uneingeschränkte, unbedrohte Machtvollkommenheit der Sultane.

In früheren Zeiten, als noch kraft des Gesetzes Auf den Sultanen die willkürliche Verhängung der Todesstrafen zustand, blieben die Ulema von derselben eben so verschont wie mit Güterconfiscationen, und wurden einfach verbannt. Sollte aber einer dennoch für Staatsverbrechen hingerichtet werden, so ward er zuvor in ein Civilamt versetzt und dann erst auf eine möglichst geräuschlose Art aus dem Leben geschafft.

Ein einziges Mal ist es unter Murad IV. vorgekommen, daß ein Groß-Mufti als solcher hingerichtet und zwar im Marmormörser zerstampft wurde.

Der Scheich-ul-Islam gürtet bei der Thronbesteigung dem Sultan das Schwert Osmans um — eine Ceremonie, welche die Krönung vertritt — und spricht an seinem Sarge die Todtengebete. Die Ulema waren die Pfleger der Bildung und des Wissens des Osmanenthums. Aus ihren Reihen gingen die meisten Poeten, auch Aerzte und Astrologen hervor. In den ersten Zeiten fand sich unter ihnen mancher Cenfor der Sitten, der auch den Zorn der Sultane nicht scheute, wenn ihr Betragen zu Aergerniß Anlaß gab. So Emir Seid, als ihn der dem Trunk fröhrende Sultan Jildirim Bajazid seine zu Brussa erbaute Moschee bewundern lassen wollte. „Deine Moschee ist groß, schön, prächtig, erhabener Sultan, aber es fehlt ihr etwas zur Vollkommenheit in deinem Sinne.“ —

„Das wäre?“

„Es fehlen an den vier Ecken die Schenken, die doch dem Bau zur Zierde gereichen würden und dich oft veranlassen, das Gotteshaus mit deinen Freunden zu besuchen.“

Der Vorwurf blieb nicht ohne ersprißliche Wirkung, was die Einsicht und Charakterstärke des Sultans nicht minder ehrt als den kühnen Freimuth des Mufti. Molla Korani schlug seinen Schüler Mehmed, den später als Eroberer bekannten Sultan, weil er sich eigensinnig weigerte den Koran zu lesen. Als Sultan Achmed I. eine Leidenschaft wider die Natur für den gefangenen moldauischen Prinzen Alexander kundgab, erhob der Mufti das Wort und sprach dem Monarchen unerschrocken seinen Tadel im Namen der beleidigten Religion aus. Der Sultan ging in sich und entsagte seinen schmählichen Gelüsten, was für Beide um so ehrenvoller ist als Sultan Achmed zu den der Sinnlichkeit am meisten ergebenen Monarchen seines Hauses zählt.

Mancher Censor kam freilich recht übel an, so jener Mufti, der Mahomed IV. wegen seiner unmäßigen Leidenschaft für die Vergnügungen der Jagd tadelte und ihm vorhielt, daß das Gesetz auch von den Sultanen Händearbeit verlange. Der Eine hätte Zahnstocher aus Schildkrot verfertigt, der Andere Hornringe zum Bogenschießen u. s. w. — Sie hätten ihre Arbeiten den Paschas zugesandt und diese derart gezwungen, ihnen beträchtliche Geschenke zu überreichen. Den Sultan verdroß der Vorwurf, doch er nahm ihn schweigend hin. Nach einigen Tagen erhielt der Mufti vom Sultan einen Hasen zugesandt mit folgender Botschaft: Ich habe deinen Rath befolgt und ein Handwerk erwählt. Ich bin Jäger und sende dir hiermit einen Hasen. Ich werde künftighin deinen Tisch mit Wildpret versorgen. Uebergieb dem Boten das übliche Geschenk. Der Hase kostete dem Mufti 40,000 Piafter.

Er flehte nun den Sultan an, ihn mit künftigen Auszeichnungen nicht mehr zu beehren.

Von den Ulema's, welche als Gelehrte und theologische Schriftsteller hervorragen, ist Molla Chosrew unter Mehmed dem Eroberer zu erwähnen. Von den Weisen und Gerechten Djemali, der unter Selim I. durch seine Fetwas die Verfolgungen und Bedrückungen der Christen verhinderte, ferner und besonders der Scheich-ul-Islam des großen Soliman, Ebusund El Amadi, der diese höchste Würde, wie kein anderer, 34 Jahre hindurch mit dem Ruhm des gelehrtesten und gerechtesten Mannes seiner Zeit bekleidete. Die Sammlung seiner Fetwas ist eine der wichtigsten für die politische Eintheilung des Reiches; durch sie wurden die von Sultan Soliman gegebenen Kanune rechtskräftig sanctionirt.

Attaji, der Biograph der Rechtsgelehrten, wahrt ihm den Ehrenplatz, und nennt ihn den Sultan der Gesetzausleger. Für seine große Exegese aus dem Koran (Anleitung des Verstandes zu den Feinheiten des Korans) legte ihm Sultan Selim II. dreihundert Aspern Gehalt zu, so daß sich der bisher auf 200 Aspern normirte Gehalt des Groß-Mufti auf 500 Aspern täglich belief. Bekannt ist sein tolerantes Fetwa über die Gedichtsammlung des Hafus, welche die Zeloten als gotteslästerlich unterjagen wollten: „Es ist nothwendig diese Verse wohl zu sichten, was an ihnen Gift ist, nicht für Theriak zu nehmen, sich vor jener Luft zu verwahren, welche Höllepein zur Folge hat, aber sich der Freude hinzugeben, die dem Herrn wohlgefällig ist. So schrieb der arme Ebusund, dem Gott gnädig sein wolle.“

Die historisch merkwürdigsten Muftis sind die aus der Familie Fenarifsade, deren fünf in ununterbrochener Folge die oberste Mufti-Würde mit Auszeichnung bekleidet haben. Es ist diese Fortsetzung von persönlichen Verdiensten und Amtsbekleidung in einer und derselben Familie ein seltenes

Seitenstück zur Stellung, welche die Familie der Koprüli als Bezire eingenommen, und sie erscheint um so bemerkenswerther, als sie ganz und gar der osmanischen Anschauung und Gepflogenheit widerstrebt. Ebu Saïd (gest. 1662) war der fünfte und letzte Scheich-ül-Islam aus dieser merkwürdigen Familie.

Die schon erwähnten Kaz-asfers als Häupter des Richterkörpers und der Reis-ül-Ulema (Haupt der Rechtskundigen) stehen dem Scheich-ül-Islam zunächst. Der Reis-ül-Ulema, d. h. Haupt der Theologen, bekleidet weniger ein Amt sondern, als würdigster und ältester dieser Körperschaft, eine hochgeachtete Würde. Ferner stand dem Scheich-ül-Islam das Collegium der 17 Molla's zur Seite.

Nächst den Kaz-asfers bekleidete der İstambol-Kadıssi (Richter von Konstantinopel) das höchste Richteramt, und in früheren Zeiten war damit die ganze oberste Leitung der Municipalität nebst der Inspection über den Handel und die Gewerke der Hauptstadt verbunden. Dieser hochmögende Magistrat ließ die Verkäufer von Lebensmitteln, die falsches Gewicht verwendeten, oder gefälschte Waaren anboten, in flagranti erfassen und mit dem Ohr an das Thor nageln.

Die genannten Würdenträger genossen das Vorrecht Hermelin-Pelze mit weiten Ärmeln zu tragen, der Scheich-ül-Islam in einem mit grünem, die Kaz-asfers dagegen in einem mit rothem Tuch bespannten Wagen zu fahren. Wenn sie den Sultan ins Feld begleiteten, so ließ der Scheich-ül-Islam gleich dem Großvezier drei Roßschweife vor seinem Belt aufpflanzen, die Kaz-asfer je zwei.

Noch eine Würde ist hier zu erwähnen, die des Nakıb-ül-Eschraf (Haupt der Scherifs.)

Die Scherifs oder Emirs gelten als die Abkömmlinge

des Propheten durch seine Tochter Fatme und sind durch den grünen Turban ausgezeichnet. Man findet sie in allen Ständen, bei den niedrigsten Verrichtungen, auch als Bettler, doch das thut nach muselmanischer Anschauung dem Adel ihres Bluts keinen Eintrag. Von den Prärogativen die sie ehemals besaßen, ist ihnen keines mehr geblieben, als daß sie einzig und allein durch ihren Nakhyb bestraft werden dürfen.

Wer ehemals einen Emir schlug, wurde zum Verlust der Hand verurtheilt. Man behauptet in der Türkei, daß bei dem Geschlecht der Emire eine eigenthümliche Erscheinung zu Tage trete; im Allgemeinen zeige sich bei ihnen nach dem 40. Lebensjahr eine rasche Abnahme der Fähigkeiten, die oft in Blödsinn ausarte, weshalb auch das wenig Respect bekundende Sprichwort: „Dumm wie vom Stamm der Emire.“ Die Würde als Nakhyb (Adelsmarschall) kann von den obersten Richtern oder Ulema's bekleidet werden, geht aber verloren, sobald ihr Träger zum Scheich-ul-Islam ernannt würde. Der Nakhyb ist Hüter der Reliquien des Propheten und der heiligen Fahne, dieser muselmanischen Driflamme; er bereitet im Rhamadan vor dem Sultan und unter Beihülfe des Mufti das heilige Wasser, Ab-Chirkassy Scherif, welches durch Befechtung eines Zipfels vom Mantel des Propheten gewonnen wird.

Die übrigen richterlichen Aemter werden in den Städten, welche Rang nach Stambul haben, von den Molla's eingenommen, unter deren Leitung die Kadis in den minderen Städten und selbst in Dörfern Recht sprachen. Die richterlichen und doctoralen Aemter waren im Beginn mit der Unverletzbarkeit verbunden. Später wurden die Beamten verletzbar, und die Molla's von Stambul blieben ein Jahr, die Provinz-Kadis zwei Jahre in demselben Amt, ohne es

zweimal nach einander bekleiden zu können. Alle diese Richter sprachen in erster und letzter Instanz in Civil- und Criminalsagen; sie waren außerdem zugleich Officiere des Civilstandes und Notare.

Heute sind die Kadi's in ihrer Amtssphäre durch die in neuerer Zeit eingeführten Gesetze und Tribunale mehr und mehr beschränkt worden. Der Kadi ist von den bureaukratischen Richtern mit ihrem Troß von Schreibern und Advocaten so sehr in die Ecke gedrückt worden, daß er wol bald zur mythischen Figur werden dürfte. Das Gerichtsverfahren vor dem Tribunal des Kadi ist mündlich. Die Einfachheit der Procedur bildet einen eben so starken Contrast zur verwickelten Umständlichkeit des Verfahrens in manchem abendländischen Kulturstaat wie ihre Raschheit zur bureaukratischen Verschleppung. Was man den Kadi's auch immer nachsagen mag — und wäre selbst weniger Uebertreibung dabei — ich zweifle, daß im ganzen und großen das Wesen des Rechts bei ihren Sprüchen schlimmer weggekommen sei als bei unsern bureaukratischen Cantelen und Advocatenkniffen, denen das Formelle die Hauptsache ist, über dessen Wahrung oft das Wesen verloren geht. Namentlich in früheren Zeiten, als der religiöse Sinn in seiner ungetrübten Reinheit die muselmanische Gesellschaft beherrschte, dürften die Vortheile der Kadi-Sprüche die Nachtheile derselben aufgewogen haben. Möchte mancher Kadi der Bestechlichkeit zugänglich gewesen sein — und man hat auch in einigen christlichen Staaten bei dem umständlichsten Gerichtsverfahren keine genügenden Garantien gegen die Schwäche des Fleisches — so war es doch auch dem Unbemittelten möglich, sein Recht zu finden, und oft hat er es gefunden. Der Buchstabe des Gesetzes und die öffentliche

Meinung der Gemeinde hielten auch den schlimmsten Radi theilweise in Schranken. Niemand wenigstens lief Gefahr, einen Proceß zu gewinnen und als Endergebniß eine Advocaten- und Gerichtsrechnung bezahlen zu müssen, die das streitige Object bei weitem überstieg. Die Radi-Anekdoten, die im Munde des Volkes im Umlauf sind, könnten eine stattliche Reihe von Bänden füllen. In allen kommt die Findigkeit und oft die Spitzfindigkeit des Richters zur Anschauung.

Ein Christ hat im Bazar mit einem Emir Streit bekommen und dessen grünen Turban zu Boden geworfen, was für den Angeklagten die Todesstrafe nach sich ziehen konnte. Der Unglückliche redet sich vor dem Radi, der gleichfalls Emir ist, aus: er habe den Emir nicht erkannt, denn die Farbe seines Turbans sei so dunkel, daß er sie für blau und den Träger folglich für einen Religionsgenossen gehalten. Der Kläger erscheint racheschnaubend, von allen Emiren der Stadt begleitet. „Was soll diese Menge?“ ruft der Radi aus. „Kommt ihr hieher, um euch selber Recht zu schaffen? Verlaßt das Gemach, und du, Christ,“ sagt er, sich an den Kläger wendend, der ihn, ehe er eingetreten, vom Fenster aus bezeichnet worden war, „der du wahrscheinlich zur Zeugenschaft erschienen bist, warte draußen, bis ich deiner bedarf. „Ya Allah,“ rief dieser verletzt aus, „träumst du, Radi? Gelobt sei Gott, ich bin Muselman und stehe hier als Kläger.“ „Masch Allah,“ entgegnet der Radi, „du ein Moslim, und trägst einen Turban, der so entfärbt ist, daß ich ihn im vollen Tage für den eines Ghiaur halten konnte? Wie willst du, daß der Christ ihn im Dunkel des Bazars hätte unterscheiden sollen? Schäme dich, Emir, und geh deines Weges!“ Das Leben des Christen war gerettet.

Ein Kameeltreiber geräth während der Reise mit dem Miether über die Ladung des Kameels in Zwist. Womit ist es beladen? fragt der Radi. Mit Kaffee zc., mit Datteln zc., mit Reis zc. erklärt der Kameeltreiber; die Ladung ist größer, als ich gedacht habe, der Kaufmann muß mir eine höhere Miete bezahlen. Nun gut, entscheidet der Radi, nimmt das et caetera herunter, der Rest mag wie ausbedungen oben bleiben, und damit: Gott befohlen.

Auch den Sophismen der Partheien zeigten sich manche Richter nicht unzugänglich, wenn diese ihnen behagten.

Ein Jude hatte einen Perser geschlagen. Vor dem Radi gestand der Verklagte seine That ohne Weiteres ein, bemerkte jedoch, daß er der moslemitischen Anschauung gemäß verfahren sei.

„Wie so?“ frug der Radi.

„Werden die Perser nach ihrem Ableben nicht in Esel verwandelt,“ erwiderte der Jude, „und soll nicht auf jedem solchen Esel ein Hebräer zur Hölle reiten? Ist es nicht so?“

„Wallah, so ist's?“

Nun, weiser Richter, Born der Gerechtigkeit, Salomon des Jahrhunderts! ich habe in diesem Perser den mir dereinst bestimmten Esel erkannt und da ich ihn störrig fand, so richte ich ihn mir auf meine Weise zu.

Der Jude ward freigesprochen.

Um mit einem Beispiel zu schließen, welches dem häufig verkehrten Radistand zur vollen Ehre gereicht, sei folgender Fall erwähnt:

Vor den Radi von Smyrna war ein Rechtsstreit, anläßlich eines Besitzthumes, zur Entscheidung gekommen. Der Kläger, offenbar im Unrecht, war bedacht, sich des Richterspruchs dadurch zu versichern, daß er dem Radi einen

Beutel mit 200 Dukaten überreichte. Bei der Verhandlung erschien der Kläger mit seinen Zeugen — falschen Zeugen — und die gerechte Sache des Angeklagten war verloren. Der Kläger forderte den Spruch — denn der Angeklagte hat keinen Zeugen.

„Er hat einen Zeugen“ rief der Kadi und warf den Geldbeutel in den Saal. — „Diesen hier.“

Die *Kadis* sind die Substituten der *Mollas* und *Kadis*, und werden von diesen ernannt. Die *Mülazims* sind die ihnen zur Seite stehenden Candidaten, und entsprechen vollkommen den Juraten die bei den ungarischen Stuhlrichtern in Verwendung stehen.

Außer den Richtern, Theologen und Professoren unterstehen dem Ministerium des Scheich=ül=Islam noch die Diener des religiösen Cultus, als die Scheichs, die *Chatiebs*, die *Imams*, die *Muezzins* und die *Kaims*. Diese, gleich den übrigen *Memas*, unterscheiden sich in nichts von andern *Moslim*, legen kein Gelübde ab, leisten keinen Schwur, und treten in ein anderes Amt oder zu einem Handwerk über, wenn es ihnen behagt. Ihre Installation findet ohne jede Ceremonie statt, und wenn sie abgesetzt werden, treten sie ohne weiteres in die Gemeinschaft des Volkes zurück.

Die Scheichs sind die Prediger, die *Chatiebs* die Vorbeter, die *Imams* die Besorger und Beaufsichtiger der Moscheen, die bei Beschneidungen, Hochzeiten und Begräbnissen die üblichen Gebete sprechen, und in ihren Vierteln nebstbei das Viertelmeisteramt und die Sittenpolizei versehen. Die gottesdienstlichen Obliegenheiten in der Moschee wurden anfänglich auch von den Sultanen erfüllt, wie sie von jedem Gläubigen versehen werden können. Der *Imam*, und wäre er noch so rüstig, stützt sich im Gehen auf einen

Stab mit gekrümmtem Ende und vermeidet jeden Schmuck, auch den einer goldenen Taschenuhr.

Die Muezzins sind die Gebetausrufer, die von der Gallerie der Minarete die Gläubigen fünfmal täglich zum Gebet aufrufen. Eine klangvolle Stimme ist ein Haupterforderniß zur Bekleidung dieses Amtes. Ihr Ahnherr ist Belal, der Gebetausrufer des Propheten.

Die Kaim's endlich sind die Moscheen-Diener, denen der grobe Dienst, wie Reinhaltung des Gotteshauses und der Teppiche, sowie die Beleuchtung obliegt.

Zum Dienst der kaiserlichen Moscheen sind je ein Scheich, ein Chatieb, vier Imams, zwölf Muezzins und zwanzig Kaim's bestellt.

Wenn der Sultan am Freitag die Moschee besucht — eine Pflicht, die unter keinen Umständen versäumt wird — so versieht der Palast-Almosenier die Obliegenheit des Chatieb, und der Imam des Monarchen besorgt den Gottesdienst.

Die Kleidung der Ulema's unterschied sich von jener der andern Muselmanen einzig und allein durch die Turbanform. Der Stoff für ihre Kleidung ist Wolle, ohne jede Beimischung von Seide. Sie ritten ehemals niemals auf Pferden, sondern bedienten sich der Maulthiere und Esel. Heute sind sie durch das nationale Kleid, welches sie mit einer gewissen Anlehnung an die fränkische Costümirung der Reformtürken beibehalten haben, leicht zu unterscheiden. Nur gelegentlich der Bairam-Ceremonien erscheinen sie in einer Art Festkleid, das durch die gleichen Farben ihre Rangklassen kennzeichnet. Der Scheich-ul-Islam trägt weiß, denn weiß und schwarz sind die vom Propheten anempfohlenen Farben, wie roth und gelb von ihm verpönt wurden. Dann

kommen die grünen und endlich die violetten Kaftans. Die Fußbekleidung ist für alle schwefelgelb: ehemals trugen Mollas und Muderris dunkelblaue Schuhe.

Daß die Ulema als Kundige und Pfleger der Geseze beim Volk in Ansehen stehen und auf dasselbe Einfluß haben, ist naturgemäß; sind sie doch gewissermaßen die Hüter des nationalen Daseins, denn der Islam ist für den Osmanen Glauben und Nationalität zugleich. Daß sie demgemäß den Kern des konservativen Elementes darstellen, ist selbstverständlich, aber ihr Konservatismus fußt keineswegs auf dem starren „non possumus,“ sie sind vom Staat beeinflusst, dessen Haupt zugleich das ihrige ist, und so hat die Reformidee bei ihnen ebenso gut Eingang gefunden, wie beim Rest der osmanischen Gesellschaft. Bei einer gedeihlichen Reform sind sie berufen, einen maßgebenden Factor vorzustellen, und sie werden es, weil die Interessen des Glaubens mit dem Wohl des Staates eng verknüpft sind und sie schon deßhalb die besten Patrioten sind. Die Nation wird ihnen auf diesem Gebiet unbedingt folgen. Daß die Ulema geneigt sind, für viele Unzukömmlichkeiten der Uebergangsepoche die Reform verantwortlich zu machen, kann ihnen um so weniger verdacht werden, als nur wenige Menschen überhaupt auf jenem Standpunkt stehen können, wo die allgemeine höhere Nothwendigkeit der Menschheitsgeschichte zur Erkenntniß gelangt. Viele von ihnen sind geneigt, die Schwächung des Reiches als eine Folge der Reform anzusehen, was zwar richtig ist, aber hauptsächlich in so fern, als sie durch dieselbe zum klaren Ausdruck gelangt ist. Die Einsichtigen aber — und diese fehlen diesem Körper nicht — geben zu, daß die Entartung des Islam den Niedergang der Osmanenmacht verursacht habe und ver-

schließen sich der Nothwendigkeit einer gründlichen Reform nicht, wenn sie dieselbe auch kaum in einer slavischen Nachäffung abendländischen Wesens, das ja keineswegs überall als mustergültig angenommen werden kann, suchen.

Ich glaube durch das Vorhergehende dargethan zu haben — insoweit der enge Rahmen einer Skizze dies gestattet — daß die Ulema nicht ganz dem christlichen Begriff von Priesterthum entsprechen. Der Islam hat keine Sacramente und auch keinen geistlichen Stand, der als Vermittler zwischen der Gottheit und dem Geschöpf stünde. Die Kirche ist kein Staat im Staate, sie ist auch nicht verbunden mit ihm, sondern Kirche und Staat, Religion und Nationalitätsbewußtsein sind eins. Die osmanische Welt insbesondere hat keine gesonderten Stände, keine Kasten, also auch keine Levitenkaste. Die Ulema sind die Schrift- und Rechtsgelehrten des Osmanenthums.

Derwische.

Wenn irgendwo noch Fanatismus in den Ottomanen steckt, so ist es bei den Derwischen, die in und von der Ekstase leben. Die Opiumdose vertritt bei ihnen den Weinkrug des Klostermönches.

Während die Ulema's (Theologen) dem Begriff, der sich an den christlichen Priester knüpft, nicht ganz entsprechen, ist hingegen eine gewisse Familienähnlichkeit zwischen den Derwischen und christlichen Kloster- und Bettelmönchen durch die Verschiedenheit hindurch kaum zu verkennen.

Schon in den ersten Zeiten des Islam, bald nach der Hedschire, vereinigten sich in den Städten Mekka und Medina mehrere Ekstatiker zum Behufe einer gesteigerten Andacht und Gottanschauung. Sie hießen Sofu (Fromme). Einige von ihnen stifteten in der Folge besondere Gemeinschaften mit eigenen Uebungen und Regeln und erbauten Klöster, nicht etwa in der Einsamkeit verödeteter Landschaften, sondern inmitten der Städte, nicht düstere Zwingburgen, sondern freundliche Kioske von Bäumen beschattet, mit Blumen umpflanzt. Die Klöster sind nur zur Verrichtung der Andacht und zur Wohnung für den Scheich (Ordensprior) bestimmt, da die Ordensbrüder auswärts und vor-

kommenden Falles in eigenen Häusern bei ihren Weibern wohnen; die Clausur entspricht der islamitischen Anschauung nicht, das Cölibat widerspricht ihr geradezu. Die Ordensbrüder wurden Fakire oder Derwische (Arme) genannt, weil von ihnen angenommen wird, daß sie auf die Güter der Welt verzichten. Die dreißig und einige Orden, die sich mit der Zeit herangebildet haben, bestehen meistens noch.

Die namhaftesten sind die Roufays, die Sadhs, deren Gründer beim Holz sammeln auf drei große Schlangen gestoßen sein und sie benutzt haben soll, um damit sein Holzbündel zu binden, die Mewlewi, die Bektaşchi, die Calender, die Edhemi und endlich die zahlreichen Senahs (Wander- oder Bettel derwische).

Alle Ordensderwische unterscheiden sich durch besondere Kleidung und namentlich durch eigenartige Kopfbedeckungen, nur die heimlich Affiliirten, die in allen Klassen der Gesellschaft vertreten sind, werden durch nichts gekennzeichnet.

Die Brüder der erstgenannten Orden sind gewöhnlich decent, oft und namentlich ihre Scheichs mit Sorgfalt gekleidet, während die zuletzt Angeführten meist einen herausfordernden Eynismus zur Schau tragen und auch im Punkte der Reinlichkeit wenig Skrupel zeigen. Ein Derwisch wurde befragt, warum er sein Hemd nie wasche. Weil es doch wieder schmutzig wird. — Nun dann mußt Du es wieder waschen. — Es wird aber wieder schmutzig. — Dann wäschest Du es eben wieder. — „Und dann?“ — Nun, so fort. — Yallah! rief der Derwisch aus. Bin ich auf die Welt gekommen, nur um mein Hemd zu waschen? Einige von den letzteren Orden tragen große eiserne Ringe um den Hals, als Zeichen des Gehorsams ihrem Oberen gegenüber,

einige kleiden sich in Hammel- oder Ziegenfelle, die an der Sonne getrocknet wurden.

Die Roufays sind als die heulenden Derwische bekannt, die in ihren Exercitien den Namen Gottes bis zur Erschöpfung rufen, und sich auf diese Art keuchend und mit schäumenden Lippen in Halet (Verzückung) versetzen.

Die Mevlevi oder Derwischi hufeschan gelangen zur Ekstase, indem sie sich kreiselartig um sich selber drehen. Ihre Stiftung fand in den ersten Zeiten des Osmanenthums statt; Dschela-leddin-Rumi, ihr Stifter, war ein bekannter Dichter. Ueberhaupt waren sie der Poesie stets hold und pflegten die Musik mit besonderer Vorliebe. Daß diese beiden Orden im Zustand der Verzückung glühende Eisen ablecken oder sich mit spitzen Klingen Wunden schlagen, wurde mir von glaubwürdigen Seiten vielfach erzählt, Zeuge solcher bedenklichen Kasteiungen bin ich niemals gewesen.

Die Bektaschi standen einst in hohem Ansehen und galten als der Orden des Janitscharenkorps, dem ihr Gründer, der hochverehrte Scheich Hadji Bektasch, den Ärmel seines Kastans zur Kopfbedeckung gegeben hatte. An jedem Janitscharenkessel befanden sich einige von ihnen und wurden von den Abtheilungen erhalten. Mit der Vernichtung ihrer Gönner in Mißkredit gerathen und offiziell aufgehoben, bestehen sie nur noch im Geheimen und geduldet.

Die Calender sind die Epikuräer unter den Derwischen, die Verherrlicher des Fleisches.

Während ihr Stifter, der Santon Calender, ein berühmter Arzt und Gelehrter, keine größere Lust gepflegt haben soll, als den Namen Gottes beim Klang der Flöte Stunden lang zu murmeln, sind seine Jünger minder anspruchlos und fröhnen zur Verherrlichung Allah's den

lockersten Grundsätzen und allen erreichbaren Genüssen des Daseins. „Heute uns, morgen ihm — wer weiß, wer es genießt!“ ist ihre Devise. In den Häusern vieler Vornehmer waren sie gerngesehene Gäste und es fand daselbst ihre bequeme Doktrin manchen Adepten.

Die Edhemi bilden als stoische Cyniker zu ihnen den scharffen Gegensatz, halten sich gerne in Wäldern und Wüsten auf, kleiden sich in Lumpen, nähren sich schlecht, beten viel und fasten oft. Viele dieser Anachoreten beschäftigen sich mit Vorliebe damit, wilde Thiere zu zähmen. —

In der Weltanschauung der Edhemi sowohl als der Kalender, stecken Keime für den Nihilismus, während der Zelotismus in den heulenden und drehenden Derwischen seinen Ausdruck findet.

Die Seyahs endlich, deren eigentliche Wiege Indien, Bouchara, Afghanistan ist und die daselbst die wunderlichsten und grausigsten Auswüchse von Bußgeübten ausüben, sind ein internationaler Bagabundenschwarm, der namentlich die ottomanischen Länder überschwemmt. Sie zählen für diese zu den chronischen Landplagen und zwar von grauen Zeiten her.

Man erzählt, der Khan von Bouchara habe einst einen Sultan bitten lassen, er möge ihm kundgeben, wie er seinem geistlichen Oberherrn wohlgefällig sein könne.

„Der Khan möge die 40,000 Bettler zu Hause behalten, die jährlich meine Länder überschwemmen“, soll der Sultan dem Abgeordneten erwidert haben.

Barfuß, oft nur einen Strick um das Haupt, einen zerfetzten Leinenfittel als Bekleidung, in der Hand Stab oder Hacke, betteln sie sich im Namen Gottes von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt.

Nur wenige von diesen Landstreichern gehören Klöstern an. Diese letzteren werden von ihren Scheichs ausgesendet und erhalten den Auftrag, dem Kloster eine bestimmte Geldsumme heimzubringen. Bei ihrer Ankunft in eine Stadt rufen sie im Bazar oder vor der Moschee: „Ja, Allah: gib mir Goldstücke!“ dann verlegen sie sich auf das Sammeln, nicht demüthig bittend, sondern gleichgültig fordernd.

Ihre Ausläufer verlieren sich bis nach Ungarn, wo ihnen das Grab eines gewissen Gul-Baba (Rosenvater), dessen Gebeine in Ofen ruhen sollen, zum Vorwand dient.

Als der Sultan Abdul-Aziz anlässlich seiner abendländischen Reise nach Budapest kam, hatte die Stadtverwaltung unter Anderm dieses Grab mit Rosen bedecken und kostbar ausschmücken, den Weg dahin mit Teppichen belegen, kurz, alles auf das Prachtvollste in Stand setzen lassen, damit der Khalif daselbst seine Andacht verrichten könne. Ein reiches Zelt war aufgeschlagen und kostbare Gefäße waren zum Behuf der rituellen Abwaschung aus der Schatzkammer herbeigeschafft worden.

Die Stadtverwaltung that sich auf diese Aufmerksamkeit nicht wenig zu Gute; das Publikum machte längs des Weges Spalier und harrte Stunden lang im Sonnenbrand um den Monarchen zu sehen — und beide vergeblich; der Erharrte kam nicht. Weder der Sultan noch sein Großalmoosenier (der jetzige Scheich-ül-Islam) wollten von diesem Derwisch-Heiligen etwas wissen und ich wurde angewiesen (als Konsul für Südungarn), etwa durchschlüpfende Pilger, die sich bei mir vorstellen würden, ohne Weiteres zurückzuschieben und die türkischen Grenzämter bekamen Befehl, das Gefindel nicht über die Grenze zu lassen.

Die Derwische stehen im Allgemeinen weder bei den Ulema's, noch auch beim Volk in besonderem Ansehen, wenn auch hie und da einzelne Devote sich im Falle eines Rheuma dasselbe von einem Derwisch abkneten oder durch seinen Hauch herunterblasen lassen, oder ihnen Amulette abnehmen.

Wie das Volk über ihre Welt- und Gutverachtung denkt, geht aus der folgenden Anekdote hervor. Jemand erzählt, er sei längs des Flusses hingewandelt und habe knapp am steilen Ufer einen ertrinkenden Derwisch bemerkt. Hinzueilend habe er sich zu ihm hinabgeneigt und ihm zugerufen: Gib deine Hand! Darauf habe der Derwisch seinen Arm zurückgezogen und sei ertrunken.

Ja, erläuterte der Zuhörer, ein greiser Moslim, du hättest sagen sollen: „Nimm meine Hand, und nicht gib. — Er hätte zugegriffen.

Der Tag dürfte nicht mehr fern sein, wo die ottomanische Regierung schon aus national-ökonomischen Rücksichten zu einer Säuberung dieser Körperschaften schreiten wird. Wenn sie den geeigneten Augenblick wählt, so wird sie dabei kaum auf allzugroße Schwierigkeiten stoßen, denn da die Orden an der Religion keinen genügenden Hinterhalt haben, wird sich wol ein Fetwa finden, der ihrem Gebahren Grenzen zieht und besonders die Landplage der Sehah's beschränkt. Der Bettel freilich wird schwierig ganz aus dem Felde zu schlagen sein; er ist in den Ländern der Sonne eingeknistet wie die Mottenbrut.

Die Billigkeit gebietet zu bemerken, daß die Frömmigkeit der Derwische meistens echt ist und daß sie sich im Allgemeinen nichts zu Schulden kommen lassen, was auf ihre Ehrlichkeit in Lumpen irgend einen Schatten werfen könnte.

Außer den Ordensderwischen gibt es aber noch Bolontäre, die sich zu den ersteren ungefähr verhalten, wie auf deutschen Universitäten ehemals die Burschenschaften zu den Corpsstudenten. Sie suchen die Gottanschauung nicht durch bestimmte Uebungen, ihre Weltverachtung hat kein besonderes Programm, sie stehen für sich in ungebundener Freiheit.

Ich erinnere mich eines solchen, der sich vor zwölf Jahren im Pfortengebäude herumtrieb, das heißt während der Amtsstunden, denn die übrige Zeit verbrachte er auf den Straßen und die Nächte in dem Winkel irgend einer Moschee, oder unter freiem Himmel.

Er stammte von Niemand Geringerem, als von dem mächtigen Bezier Depedelen Ali Pascha, der danach gestrebt hatte, Griechenland seinem Paschalik Janina einzuverleiben und beide vom Reich loszureißen, bis er nach langem und hartnäckigem Widerstande, weniger glücklich, wenn auch kaum minder bedeutend, als Mehmed Ali von Egypten, dem Sultan erlag.

Der Derwisch war der Enkel dieses Beziers, des Vaters der Byron'schen Hayde.

In seiner vornehmen Persönlichkeit vereinigte sich bei dem ungefähr 40-jährigen Mann eine glückliche Mischung von griechischer Schönheit und tscherkessischer Männlichkeit. Die nachlässig um seine hohe Gestalt flatternden Kleider, die gerade so viel Spuren von der Gefräßigkeit des Zeiteinzahnes aufwiesen, als der Stoff im äußersten Fall zu vertragen vermochte, und deren Grundfarbe jeder Analyse getrogt hätte, thaten dem Adel der Erscheinung keinen Eintrag. Er ließ den Eindruck eines Schauspielers, der in der Rolle eines Prinzen sich für eine Scene in Lumpen

verkleidet, das heißt, wenn der Schauspieler danach ist, den Prinzen durchschimmern zu lassen.

Antheil nahm er an Nichts. Was Menschen nur immer berühren mag, ließ ihn gleichgiltig, ein brennendes Stadtviertel machte auf ihn keinen stärkeren Eindruck, als ein entflammtes Streichhölzchen, aber einem Käser wich er aus, um ihn nicht zu zertreten, und oft verlangte er von dem Ersten Besten Geld, um es einem armen, bettelnden Kinde zu schenken.

Rein düsterer Zelotismus prägte sich in seinem Gebahren aus; man sah ihn gewöhnlich heiter und vergnügt, nur trieb hinter der fast kindlichen Heiterkeit oft der Schall sein Wesen. Den Ministern und Großen konnte er besonders fatal werden. Bei ihrer Ankunft zum Divan lauerte er gerne auf den Stufen der Aufgangstreppe, um die Ankommenden zu begrüßen, wobei seine Begrüßungen versteckte Spitzen losschnellten; er verfügte über eine gute Dosis natürlichen Witzes. Es war zu verschiedenen Malen versucht worden, dem Enkel des berühmten Pascha, dessen naher Verwandter Bezier und Generalgouverneur war, eine würdige Stellung zu verschaffen; er aber verschmähte die angebotenen Sinekuren, da er nur sich selber dienen könne und am allerwenigsten dem Sohn der Sklavin (dem Sultan). Die beträchtlichen Geldsummen, welche ihm von den Großen verabreicht wurden, vertheilte er allsogleich an Arme. Er begnügte sich, hin und wieder bei einem oder dem anderen Pascha zu Tisch zu erscheinen, besonders wenn dieser Gäste hatte; sonst, wenn er nicht Gelegenheit fand, als „enfant terrible“ aufzutreten, speiste er mit den Dienern und unterhielt sich mit diesen ebenso gut als mit den Herren.

Hatte dieser Mann, der nichts besaß, obschon er im

Reichthum der Fürstlichkeit geboren war, der jedes Band von sich abgestreift hatte, der Niemand liebte, für nichts zu sorgen hatte, ein inneres Leben? Was war in ihm vorgegangen, ehe er wurde wie er war, oder hatte ihm die Natur diese tiefe Gleichgiltigkeit gegen Alles, was Menschen erfreut und betrübt in's Blut gelegt? Darüber war nie etwas herauszubringen, wie sehr ich mir auch Mühe gab, ihm die Zunge zu lösen. Manchmal entsprühete der Reibung des Gesprächs ein Funken, aber der Funken versprühte und gab kein Licht. Hätten nicht Züge von Gutmützigkeit und Milde, die freilich vielmehr der Religiosität als dem Gemüth zu entspringen schienen, dem nicht widersprochen, ich hätte bei ihm eine Katzenpsyche vorausgesetzt.

Plötzlich blieb er aus. Meine Nachforschungen waren ohne Ergebnis. Ein alter Pfortenaga, der ihn seit Längerem kannte, antwortete mir auf meine Nachfrage: „Er hat wahrscheinlich irgendwo seine große Reise angetreten; Allah allein weiß wo? Als ich ihn zuletzt sah, blickte er recht blaß drein und als ich ihn fragte, was ihm fehle, meinte er: „nichts,“ denn er habe Aussicht auf mehr irdischen Besitz, als der Sohn der Sklavin endlich eröbern könne, wenn er auch die Eroberung aller seiner Vorfahren überböte. — „Siehst du,“ fuhr er fort: „Ich bin einen ganzen Schuh länger als er, trotz seiner ganzen Herrlichkeit.“ Darauf wollte er lachen, aber sein Lachen klang trocken und er ging; seitdem ist er nicht wiedergekommen, er, der seit zehn Jahren keinen Tag fehlte. Na, es war sein Kismet! — Allah weiß, was er thut.“

Das ottomanische Heer.

Die Grundfesten des osmanischen Staates ruhen auf dem Buche (Alkoran). Der Krummsäbel war die Kelle bei dem Riesenbau.

Hier nun, wo die Reform vom Throne, der gleichzeitig Sitz des Khalifen (Nachfolger des Propheten) ist, ausgehen mußte und auch ausging, war die Neubildung der bewaffneten Macht natürlicherweise der Kern alles Bestrebens nach Neugestaltung.

Der Koran selbst bestimmt in einer „Surre“: „Eignet euch die Waffen eurer Feinde an!“ und sprach sich hiermit für die Heeresreform und für die Absicht der Khalifen aus, sie pflichtgemäß durchzuführen. Aber auch das Bestehende wird heilig, besonders wenn der Kost der Routine die tatsächliche Macht für sich hat.

Und die Janitscharen waren im Besitz der Macht. Hatte das entartete Prätorianercorps auch längst nichts mehr als den Namen und die Abzeichen jener begeisterten und für die damaligen Verhältnisse regelmäßigen Streitkräfte, welche Sultan Orchan unter dem Titel „Yenitchehri“ (neue Truppen) aus christlichen Convertiten gebildet und denen der hochverehrte Derwisch Scheikh Hadji-Bektasch den Armel seines Kaftans zur Kopfbedeckung gegeben hatte; war es

längst entwöhnt, seine Angriffe als Siege zu zählen, und hatte es infolge dessen auch sehr bald aufgehört, eine Waffe in den Händen des Khalifen und ein Schild für das Land zu sein: stark genug war es doch immer, sich im Innern zu behaupten und einen Zustand aufrecht zu erhalten, darin allein es sein Unwesen treiben konnte.

Alle diejenigen Herrscher, die zu Ende des 18. Jahrhunderts nach längerer Unterbrechung wieder an die Reihenfolge jener ersten Sultane anzuknüpfen schienen, die entweder als Kriegshelden, als Staatslenker oder als Menschen, wenn nicht in der Vereinigung all dieser Eigenschaften ihre Zeit überragten, hatten versucht, die bewaffnete Macht nezugestalten. Die revolutionäre Luft, welche in dieser Epoche durch die Welt wehte, hatte auch auf den abgeschlossenen Osmanenthron Keime von Neuerungslust gestreut.

Sultan Abd-ul-Hamid wie Selim III., zwei Monarchen, ausgezeichnet durch milde Charaktereigenschaften und ein erleuchtetes Wollen, waren in ihren Bemühungen gescheitert. Der letztere, der hierin weiter ging und sich für die Aufgabe, zu welcher ihn sein reformatorischer Feuereifer drängte, aus zu weichem Stoff geformt erwies, verlor Thron und Leben. Aber seinem Streben sollte die Durchführung nicht fehlen; Sultan Mahmud, sein Lieblingsneffe und Schüler, übernahm mit dem Scepter die Pläne seines unglücklichen Vorgängers, und im Jahre 1814 wurde die mit dem Falle Selim's zerstreute Elitetruppe aus den Janitscharenortas wieder neu gebildet.

Endlich, zwölf Jahre später, fielen auf dem Et-Meidan, dem blutgetränkten Mons Aventinus der Ottomanen, und unter den Kartätschen der „neuen Truppen“ die aufständischen Janitscharen. Die Suppenkessel, ihre Abtheilungs-

zeichen wurden zertümmert, die Löffel, ihre Offiziersauszeichnung zerbrochen und die symbolischen Herde für immer ausgelöscht. Ihr Corps hatte aufgehört zu sein.

Diejenigen, welche diesen blutigen Staatsstreich, dessen unausweichliche Nothwendigkeit wol keinem Zweifel unterliegt, zugleich als einen Mordlaß betrachten, welcher dem Hinsiehenden die letzte Lebenskraft entzogen, übersehen, daß es bereits brandig gewordenes Blut war, welches dem ottomanischen Staatskörper abgezapft wurde.

Unsere Bewunderung für das muthvoll gewagte Unternehmen wird nicht abgeschwächt durch die Erwägung, daß der Baum, den die Art des Reformators fällte, bereits abgestorben war; seine Wurzeln waren über das ganze Land hin verbreitet, mit den ruhmvollsten Erinnerungen der ottomanischen Kriegsgeschichte verknüpft, und das Reich befand sich inmitten heftiger Krisen. In Aegypten, Syrien, Albanien, Bosnien, Serbien, in der Morea und im Epirus pflanzte der Aufstand siegreich seine Fahnen auf, theilweise unter Beihülfe der europäischen Großmächte. Von der Newa wälzte der Erbfeind seine sonnedürstenden Steppenvölker gegen den Bosphorus, und im Weichbilde der Hauptstadt glimmte unter der Asche der Gluttern reactionärer Verschwörungen. Es war einer jener Wendepunkte, denen wir in der Geschichte mehrmals begegnen, in denen die natürliche Apathie des Osmanen einem durch seine Energie überraschenden Aufschwung weicht, in denen das scheinbar im Todeskampfe der Zerfetzung zuckende Reich durch eine neue Aeußerung von Lebensfähigkeit und Leben überrascht. Denn so sehr auch die politische Constellation in den letzten Momenten immer wieder dem bedrängten Osmanenthum beizusprang und Europa seine Interesse an der Erhaltung eines

neutralen Elements in den Ländern von der Donau bis zum Nil nach verschiedenen Kreuz- und Quersprüngen bethätigte, die Osmanen hätten sich gegenüber den verschiedenen Wühlereien und Angriffen ihrer Feinde und den Fehlgriffen ihrer natürlichen Allirten kaum behaupten können, wenn sie nicht bei weitem mehr innere Lebenskraft besaßen hätten, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt. Die Theorie von der äußeren Nothwendigkeit ihres Bestandes hätte die Bedingungen dieses Bestandes wol kaum besser zu sichern vermocht, als der Wolfshund, der das Schaf zwar gegen den Wolf vertheidigen kann, es davor zu bewahren vermag der Mündigkeit zu erliegen.

Hier bewahrheitete sich abermals die Ansicht, welche sich dem Unbefangenen aufdrängen muß, daß die Pforte, außerhalb der Unterstützung, die der Reichsbestand äußerlich durch die sich gegenseitig paralyisirenden europäischen Interessen findet, im Innern noch andere feste Stützpunkte habe. Es sind dies einerseits die sich schroff entgegenstehenden Interessen des Völkerfaleidoskops, welches sie beherrscht und zugleich neutralisirt, und andererseits die unbedingte Hingebung der osmanischen Masse. Wer die heutigen Osmanen als Volk des Fanatismus bezichtigt, kennt sie nicht. Der unwiderstehliche Aufschwung, der die kriegerischen Osmanen von Eroberung zu Eroberung trieb, ist zugleich mit dem Fanatismus geschwunden. Der Fatumsglaube aber und die passiven militärischen Tugenden sind ihnen geblieben, und diese befähigen sie noch immer ganz außerordentlich zum zähen Widerstand. Die Unzukömmlichkeiten der Passivität werden hier durch die Vortheile, die sie bieten kann, reichlich ersetzt. Der innere Bestand des Osmanenthums aber, der trotz beständiger Kriege und Aufstände, trotz einer

Kette von Unglücksfällen und häufigen Mißregierungen, gegen alle scheinbaren Bedingungen eines möglichen Bestandes Jahrhunderte überdauern konnte, fordert die gewissenhafte Untersuchung des Denkers heraus.

Mir fällt dabei immer die alte Anekdote des Israe-
liten ein, der sich nicht eher zum Christenthum bekehren
wollte, als bis er den Papst und Rom gesehen, wo damals
gerade die tiefste Versunkenheit herrschte. Der proselyten-
süchtige Bekehrer hatte ihn aufgegeben und war höchlichst
erstaunt, als der Zurückgekehrte nun die Taufe mit den
Worten begehrte: „Was sich bei einer solchen Mißwirth-
schaft dennoch zu erhalten vermag, hat seine Lebensfähigkeit
nicht von der Erde!“

Sultan Mahmud hatte in Augenblicken nichts für sich
als seinen unbeugbaren Willen. Dennoch wurde unter
diesen untergangdrohenden Umständen, bei unsaglichen Hemm-
nissen und dem Widerwillen der gesamten Nation ein
stehendes Heer nach europäischem Vorbilde gebildet und aus-
gerüstet. Die allgemeine Rekrutenaushebung, von welcher
nur die Hauptstadt ausgenommen blieb, wurde in Anwen-
dung gebracht, und die oft in Ketten dahergebrachten Re-
kruten wurden von französischen Unterrichtsoffizieren nach
französischem Exercirreglement eingeschult. Sultan Mahmud,
in ägyptischer Offiziersuniform, eine Peitsche in der Hand,
sah sich regelmäßig auf den Exercirplätzen ein.

Die rastlose Energie des Monarchen, unterstützt von
dem militärischen Talent, das der ottomanischen Rasse an-
geboren ist, förderte in kürzester Frist erstaunliche Resultate
zu Tage; — schon zwei Jahre nach ihrer Gründung stan-
den die ottomanischen Regimenter gegen Paskewitsch und
Diebitsch im Felde.

Die neuen Truppen, kaum geschult, zum Theil aus 14jährigen Knaben bestehend, bewährten sich gegen die Uebermacht der sieggewohnten Russen auf das Beste. Während früher bei den Janitscharen der erste wüthende Anlauf entschied und wenn er mißlang, die Schaaren sich in wilde regellose Flucht auflösten, sehen wir hier zum erstenmal das junge osmanische Heer planmäßig manövriren, sich geordnet und kämpfend zum Rückzug bequemen und selbst zur regelrechten Offensive übergehen.

Der Feldzug von 1828—29 war unglücklich für die Waffen des Halbmondes, aber durchaus nicht ruhmlos, wenn man den trostlosen Verhältnissen Rechnung trägt. Erst 23 Jahre später, an der Donau und in der Krim (Cupatoria), sollten sie ihre Genugthuung erlangen, obschon die Entwicklung des ottomanischen Heerwesens unter Sultan Abd-ul-Medschid, dem Sohne des Reformators, keine sonderliche Förderung erfahren hatte. Es lag in der Politik der damaligen osmanischen Machthaber, alles soldatische Wesen mit überlebendem Janitscharentroß, alle Männlichkeit mit Rohheit für gleichbedeutend zu nehmen und mißtrauisch zu betrachten. Außerdem hatte Sultan Abd-ul-Medschid weder Geschmack für die Waffen noch etwas Militärisches in seiner Natur. Er war zart und kränklich. Gebrechlichkeit und Schüchternheit wurden Mode in den damaligen Regierungskreisen; wer nicht hinfällig war, fingirte es zu sein. Die Reaction gegen das Kernelement des theokratisch-militärischen Staates stand in voller Blüthe. Die Diplomatie hatte die Oberhand und der Säbel mußte vor der Feder zurückstehen.

Die Gründung der „Redif“, die in das Jahr 1834 fällt, erweiterte nach den ungefähren Grundzügen des Landwehraufgebotes den Rahmen des Heeres. Die reguläre

Truppe bestand nun und besteht noch aus der Garde und fünf Armeecorps, von denen das eine (Bagdad) jedoch kaum die Cadres aufweisen dürfte. Außerdem werden für Kriegsdauer Irreguläre aufgeboten. Diese, *baschi-bozuk* (tolle Köpfe) genannt, sind jedoch größtentheils besser im Lande des Feindes zu verwerthen, als im eigenen, dem die un-disciplinirten räuberischen Horden leicht zur schweren Geißel werden können. Sie manövriren, fechten und plündern für sich. Der reguläre Soldat pflegt mit diesen muselmanischen nur einen sehr beschränkten Verkehr.

Die augenscheinlichsten Fortschritte des Heerwesens fallen in die letzten 10 Jahre. Ich war während des letzten russischen Krieges, also ungefähr vor 22 Jahren, in die Reihen der ottomanischen Armee eingetreten und entfinne mich des befremdenden Eindrucks, den ich damals vom Anblick der Soldaten vorerst empfing. Ich hatte gerade ein österreichisches Reiterregiment verlassen und konnte mir kein Heil außer dem blankgeputzten Metall, dem schwarzgeglänzten Lederzeug und außerhalb dem Dogma des alleinseligmachenden „Schick“ denken.

Die Sieger von Silistria, Kalafat und Oltenicza hatten nun in ihrer Erscheinung nichts von alledem, woran ein abendländisches Offiziersauge sich hätte laben können. Die bekannte Invalidengarnison aus Nestroy's „Mädchen in Uniform“ schien ihnen Modell gestanden zu haben. Da lehnten an den Pfosten der Riesensonnenschirme, wie wir deren auf Obstmärkten antreffen, die Schildposten; der eine oder der andere an einem groben Wollsocken strickend und von Zeit zu Zeit seine Handgriffe probirend; das letztere allerdings mit fagenartiger Gewandtheit. Die Leute waren von einem Regiment des rumelischen Armeecorps, dessen

Standquartier Monastir ist; hochgeschossene, wetterbraune Gefellen, die sich mit der ungewohnten Uniform nach fränkischem Schnitt nur übel abfanden.

Wo der fränkische Zuschnitt ihre Lebensgewohnheiten allzu tyrannisch einengte, zögerten sie übrigens nicht, sich Luft zu schaffen.

Der Stehkragen des formlos kurzen Waffenrocks, dessen erster Entwurf einer Jagdweste abgelauscht schien, war resolut herabgeknittert und die steife Cravate — nun, die harrete wol hinter einer Hecke des redlichen Finders. Die Kniegegend bei den Pantalons war vom üblichen kreuzbeinigen Sizen energisch herausgewölbt und die nackten Füße schlenkerten in vertretenen Galloschen. Das winzige Fez, welches auf die ungebührlich großen Nothmützen der ersten Epoche gefolgt war, erschien viel mehr als das Symbol einer Hausmütze, denn als eine militärische Kopfbedeckung. Die zugestuzte Mütze mit der blauen Seidenquaste erhob Sultan Mahmud zur Kopfbedeckung für alle Staatsbeamte zur Erinnerung an den Reformversuch seines Oheims Selim III., der mit der Uniformirung der Vostandji begann. Hier und da hatten die Soldaten dadurch nachgeholfen, daß sie geblünte Wolltücher um die Köpfe wanden. Die Offiziere hatten an diesen Zu- und Wegthaten nichts auszusetzen, ja sie gingen der Mannschaft hierin mit ermunterndem Beispiel voran.

Die Oberoffiziere, die vom Major abwärts durch das Akerar gekleidet wurden, unterschieden sich übrigens wenig von der Truppe; nur durch die Goldblitzen auf den Achseln und durch einen Säbel in Lederscheide und mit Bügelforb, ähnlich jenem der ehemaligen Grundwächter.

Die Haltung war im allgemeinen nachlässig, unge-

zwingen, der Gang schleppend, kurz, ohne jede Spur von jener soldatischen Strammheit, wie sie ein systematisches Drillen endlich dem widerhaarigsten Bauerburschen aufzwingt und die in den meisten Heeren als das Alpha der Kriegstüchtigkeit betrachtet wird. Der größere Theil der höher gestellten Offiziere zu Pferde gab der Phantasie bei der Zusammenstellung seines Costüms einen noch weiteren Spielraum und räumte der Bequemlichkeit womöglich noch größere Rechte ein.

Gleich dem „iron duke“ Wellington, von dem man erzählt, daß er die Schlacht von Waterloo im Cylinder und unter einem Sonnenschirm geleitet habe, erschien mein General oft in einem Gemisch von Uniform und Nachtkleid. Seinen Säbel trug der Adjutant, der hinter seinem Pferde einhertrollte, seine Pfeifen und Rauchrequisiten der Tschibuktschu. Die anderen Diener, die ihn begleiteten, stellten Zeichen seines Ranges, also gewissermaßen ambulante Epauletten dar, da die damalige Campagne-Uniform der Offiziere keinerlei Rangabzeichen aufwies. Auch die Beleihtheit konnte als hohes Rangzeichen gelten, denn so selten sie im Volk und in der Truppe anzutreffen ist, so häufig — um nicht zu sagen allgemein findet sie sich in den höheren Würden. Der Vollbart, welcher die Divisionsgeneräle und Marschälle kennzeichnet, war keine ganz untrügliche Auszeichnung, weil auch die Hadji (Pilger nach den heiligen Städten) das Vorrecht des Vollbartes genießen.

Ich stand in einem der beiden sogenannten „polnischen Regimenten“, den einzigen christlichen Abtheilungen im ottomanischen Heere. Das eine nannte sich Kosacken, das andere Dragonerregiment — warum, ist mir nie klar geworden. Sie waren aus freiwilligen Bulgaren und pol-

nischen Emigranten zusammengesetzt. Natürlich waren alle Polen Offiziere, sodaß auf jeden zweiten Reiter wenigstens je ein Lieutenant kam. Die Besitzergreifung der von jedem einzelnen beanspruchten Königskrone mußte doch in Epanzletten abgewartet werden. Der Kosackendichter Czajkowski befehligte unter dem Namen Sadyk-Pascha das heilige Heer, welches immer auf dem Sprunge stand, in Warschau einzurücken und sich die Erwartung dieses feierlichen Moments durch Punsch nach Heine'schem Recept verkürzte. Diese Regimenter organisirten sich immer und immer wieder und waren die schlechtesten Abtheilungen im osmanischen Heere. Ich sah sie zuletzt im Jahre 1860 auf dem berühmten Ansfelfelde (Kossowo polje) wieder. Sie organisirten sich noch immer. Was seither aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht; Sadyk-Pascha hat auf alle Kriegsthaten verzichtet, seinen Frieden mit dem weißen Zaren geschlossen und pflanzt nunmehr in den heimatlichen Steppen seinen poetischen Kohl beim Klange einer türkischen Piasterpension. Doch lassen wir den General Czajkowski reimen, die weiland Kosackendragoner auf verschiedenen Punkten des Erdballs ihre Odyssee erzählen und kehren wir zum damaligen osmanischen Heere — wir schreiben 1853 — zurück.

Soldatisches Selbstgefühl mangelte der Truppe wie den Offizieren gänzlich. Von einem Corpsgeist, von der sogenannten Standesehre und wie die sonstigen vielleicht nothwendigen Vorurtheile heißen mögen, hatte Niemand eine Ahnung. Die Ausbildung war lückenhaft und oberflächlich. Am schlimmsten war es mit der Reiterei bestellt, besser mit der Artillerie, die damals von preussischen Lehroffizieren gebildet wurde. Verhältnißmäßig am weitesten fortgeschritten waren die Musikkapellen. Auf Heermusik war von jeher

eine besondere Sorgfalt verwendet worden, und auch jetzt noch prunken ihre Zeichen unter den Trophäen. Es gehörte nämlich nächst dem Gutbe (Kanzelgebet) und dem Münzrecht zu den vornehmlichen Herrscherrechten, die Heermusik fünfmal täglich vor dem Palast oder Zelt ertönen zu lassen.

Selbst der reglementmäßige Gruß war bloß den untern Sphären gegenüber beobachtet, die Offiziere unter sich kugelhuckelten nach Art der Esendis, denen zugezählt zu werden nicht den geringsten Theil ihres Ehrgeizes ausmachte; die OffizierschARGE galt jedem eben als ein Amt. Die Böglinge der Kriegsschulen und die im Abendlande gebildeten Offiziere waren nur in einzelnen Erscheinungen und zumeist in bescheidenen Rangverhältnissen vertreten, und die Kriegsminister, welche in jener Epoche das Heerwesen am meisten beeinflussten, Riza-Pascha und Mäterdjim (der Uebersetzer) Mehmed-Pascha, Männer von persönlicher Begabung, waren viel mehr Staatsmänner als Soldaten.

Unter der Regierung des gegenwärtigen Kaisers*) haben sich die Dinge mit erstaunlicher Raschheit und mit bemerkenswerthem Erfolge geändert. Die fachmännisch gebildeten Offiziere, an ihrer Spitze der frühere Großvezier und Kriegsminister Hussein-Avni-Pascha, haben die Leitung des Heeres in die Hand bekommen und einen gänzlichen Umschwung zu Wege gebracht. Ich habe die Truppen im Jahre 1874 wiedergesehen und blieb erstaunt über die rasche Veränderung. Ein Offizierskörper im abendländischen Sinne fängt an sich zu bilden. Die Mannschaft, gekleidet in die ihrer Natur entsprechende Zuaventracht, mit den besten Waffen der Neuzeit versehen und mit Sorgfalt ausgebildet, bietet einen

*) Sultan Abdul Aziz.

ebenso harmonischen als martialischen Anblick, ohne daß unter den Maßnahmen in Hinsicht auf die Aeußerlichkeit ihre nationalen und besondern Eigenschaften Einbuße erlitten zu haben scheinen. Diese Eigenschaften sind, wie bereits bemerkt, eine besondere Begabung für das Waffenh Handwerk, die eine rasche Ausbildung bei kurzer Präsenzzeit ermöglicht, eine natürliche Unterordnung, die jede Strenge zur Aufrechterhaltung der Disciplin unnöthig macht, eine todesmuthige Ergebung, die im islamitischen Fatalismus ihren Ursprung hat, und eine stoische Entbehrungsfähigkeit, wie man sie wol selten irgendwo antrifft.

In gedeckten Stellungen und in der Vertheidigung von Schanzen entwickelt der ottomanische Soldat seine Vorzüge am glänzendsten.

Das hat der Donaufeldzug neuerdings dargethan:

Wie sehr es den Russen auch darum zu thun war, Silistria einzunehmen, bevor die westmächtlichen Allirten auf dem Kampfplatz erscheinen konnten, so scheiterten doch alle ihre Bemühungen, sich dieses Lehnhaufens zu bemächtigen, und wo immer im Verlaufe des ganzen Feldzuges Russen und Türken aufeinanderstießen, zogen mit Ausnahme von Gemüsch Soy in Asien die Ersteren das Kürzere. Wars mußte ausgehungert werden, ehe es in die Hände der Russen fiel.

Monatelange Soldrückstände thun dem Dienstfeier des ottomanischen Soldaten keinerlei Abbruch. Freilich vor Mangel bewahren ihn die täglich verabreichten Rationen. Diese bestehen aus Hammelfleisch, Reis, Butter, Gemüse, Salz, Brot und Seife, wozu im Rhamadan (Fastenmonat) Kaffee hinzugefügt wird. Man sieht, der Entbehrungsfähigkeit des Mannes werden unter normalen Verhältnissen keine allzu harten Proben zugemuthet. Die Anzahl der Rationen

steigert sich bei den Offizieren im Verhältniß ihres Ranges, vom Major aufwärts mit einer entsprechenden Zugabe von Pferderationen.

Der patriarchalische Geist der islamitischen Anschauung mildert das Verhältniß des Offiziers zum Soldaten, des Untergebenen zum Vorgesetzten und wird zugleich auch wieder zum Kitt für den ganzen Heereskörper.

Der Offizierskörper in den Heeren der europäischen Monarchien hat sich aus dem „Ritterthum“ herausgebildet, in der Türkei hingegen aus der Truppe. In früheren Jahren nahmen die Offiziere keinen Anstand, einem hochgestellten Vorgesetzten gelegentlich Verrichtungen zu leisten, denen im Abendlande nur ein Diener obliegen würde, deshalb aber glaubte sich der Betreffende durchaus nicht wegzumwerfen, noch aber wurde er darum minder geachtet. Der nähere Verkehr eines Offiziers mit seinen Soldaten verleiht die letzteren niemals zu Uebergriffen und thut der Disciplin keinerlei Eintrag. Heute freilich hat die Verschiedenheit der Bildung bereits eine schroffere Kluft zwischen Epaulette und Tornister gezogen als ehemals der bloße Rang. In der Türkei ist die Bildung noch lange nicht beim Nivelliren, sondern noch beim Scheiden.

Die Nichtmuselmanen waren bis jetzt vom Kriegsdienst ausgeschlossen und die Bewohner von Konstantinopel von demselben befreit. Eine gewaltige Blutsteuer lastet seit Jahrhunderten auf dem Osmanenthum und trug nicht wenig dazu bei, seine Vermehrung zu beeinträchtigen.

Seit man daran geht einen osmanischen Staat zu gründen, ist die Aenderung in diesem Punkte unausweichlich geworden und die Zulassung der Christen zum Heeresdienst, principiell schon längst entschieden; sie wird auch durchgeführt

werden, wenngleich der Umstand, daß manche christliche Stämme sich nicht frei von der Geneigtheit gezeigt haben subversiven Zuflüsterungen Gehör zu schenken, sie nicht ganz harmlos erscheinen läßt. Küprizli Mehmed Pascha wollte besondere christliche Depôt-Bataillone errichten und erst die derart zu Soldaten herangedrillten Recruten in größeren Gruppen in die jetzigen muselmanischen Regimenter einreihen. Nur so, meinte er, würde sich endlich eine Waffengemeinschaft zwischen ihnen bilden lassen. Das direkte Einreihen christlicher Recruten in osmanische Truppenkörper würde zu großen Mißhelligkeiten führen und die Errichtung christlicher Corps ebenso zweckwidrig als gefährlich sein.

Wie ich bereits vorhin erwähnte, muß Hussein-Avni-Pascha als der Hauptförderer der jetzigen Heeresbildung angesehen werden. Durch ihn gelangten die Kriegsschulen zu ihrer vollen Bedeutung, durch ihn wurde das Heer von den fremden Unterrichtsoffizieren emancipirt und der militärische Geist der Osmanen in dem neuen Körper zum neuen Bewußtsein geweckt, durch ihn endlich bekam es im Staate die Stellung, die es einzunehmen berufen ist. Seine Berufung an das Großvezierat mit Beibehaltung seines Seraskieramtes gab derselben den entsprechenden Ausdruck. Wenn der Ausspruch jenes gewaltigen Landverderbers aus der Völkerwanderungs-epoche: „Eisen ist besser als Gold, mit dem Eisen hole ich es,“ in unserer Zeit auch dahin auszu-legen ist, daß das Eisen des Acker- und Handwerkzeuges und der Maschine das Gold erwerben muß, welches hinwieder das Eisen der Waffen ernährt, so erscheint für einen Staat unter den Bedingungen des osmanischen die Pflege des Heerwesens eine Grund- und Hauptforderung. Ein gutgebildetes Heer kann gewissermaßen zum Vorbilde und

Krystallisationskern für den geregelten öffentlichen Dienst werden.

In der Türkei, wo man Vicinalwege erst dann bauen wird, wenn schon die Eisenbahnschienen das Land durchkreuzen, muß oft manches in den oberen Stockwerken vollendet werden, ehe die unteren ausgebaut sind. Das Heer, mit dem die Reform begonnen wurde, muß bei ihrer Durchführung ein wesentlicher Factor bleiben.

Ottomanische Staatsmänner*).

I.

Fuad-Pascha, der tadellos gesirnißte Weltmann und glitzernde Schöngeist, war von den Staatsmännern des Divans die populärste Erscheinung in abendländischen Diplomatenkreisen; er lieb dem Cabinet, dessen Haupt und Herz der zurückgezogene, äußerlich unbeholfene Ali war, das gewinnende Antlitz und die gewandte Zunge. Sein feiner Geist, der in epigrammatischen Wendungen und pyrotechnischen Knalleffecten zu schillern liebte, hatte ihm längst zur Anerkennung in den Salons an der Newa sowol wie am Manzanares, am Hofe zu St. James wie in den Tuileries verholfen, als sein diplomatischer Ruf durch den Kriegsbotschafter Menschikow begründet wurde.

Aus einer Tasche des in den diplomatischen Hausannalen berühmten Paletot des Russen sprang eine juchtausende Aeußerung. Der zarische Kriegsbote wollte den herausfordernden Gehalt seiner Sendung nicht allein durch eine Etifettensünde, sondern auch durch eine wörtliche Beleidigung zum Ausdruck bringen.

*) Auch diese Aufsätze datiren aus der Zeit vor den Mai-Ereignissen.

Dem officiellen Besuch im Auswärtigen Amt nämlich wich er mit der Bemerkung aus: „Ich habe mit diesem trügerischen (fallacieux) Minister nichts zu schaffen.“ Fuad gab seine Entlassung, d. h. er zog sich für wenige Wochen auf seine traumhaft schöne Bosporusbilla zurück.

„Diplomaten brauchen einen guten Magen und ein schlechtes Herz“, sagt irgendwo Tallehrand, mit welchem Fuad neben andern verwandten Zügen auch den gemein hatte, daß beide der Kirche entstammten.

Fuad hatte einen guten Magen. Ob sein Herz schlecht war, weiß ich nicht, aber es war krank. Das Herzleiden war in seiner Familie erblich und der stattliche Mann starb daran, jedoch nicht ohne zuvor lange Jahre nach seinem obenerwähnten Rückzuge als mächtiger Minister gelebt und gewirkt zu haben.

Durch eine enge Verbindung, welche flug gewährte gegenseitige Zugeständnisse nährten, war das Cabinet Nalî-Fuad das dauerhafteste, welches seit der Reform den Osmanenstaat regierte. Dem Abendlande gegenüber stellte es eine sichere Firma dar, mit der man rechnen konnte.

Die Cabineten, der Finanzmarkt und die öffentliche Meinung wußten, woran sie waren, oder glaubten wenigstens es zu wissen. In orientalischen Angelegenheiten, deren Beurtheilung eine eigens verfertigte Brille erfordert, sehen sie gewöhnlich über den Rauch die Flamme nicht, aber sind befriedigt, wenn ihnen dieser halbwegs zu Formen verdichtet erscheint und sie derart hoffen dürfen, der Gefahr des „Unvorhergesehenen“, wenn auch auf kurze Frist, entriickt zu sein. Der Orient ist so mannichfaltig reich an Ueberraschungen! Der im Jahre 1870 erfolgte Tod Fuad-Pascha's sollte das gewohnte Bild mit Einem Schlage verändern.

Der Rauch löste sich ins Formlose auf, und das gefürchtete „Imprévu“ stand drohend vor den abendländischen Brillen.

Wenige Zeit darauf, als ein Kriegsdampfer die Hülle des Entseelten von Nizza, wo er Heilung suchte, zum Goldenen Horn zurückgeführt hatte, folgten dem Verstorbenen drei Collegen: der Großvezier Ali-Pascha und die Ex-Großveziere Küprülü-Mehmed-Pascha und Kiritlu-Mustapha-Pascha.

Es war, als sollten mit dem Umschwung, den die Ereignisse zu Anfang der 7. Dekade unsers Jahrhunderts in den europäischen Machtverhältnissen hervorgerufen hatten und der natürlich auch die politische Haltung des Osmanenreiches beeinflussen mußte, zugleich auch alle die Männer vom Schauplatze politischer Thätigkeit verschwinden, die dort gewissermaßen das System der Allianz mit den Westmächten, als deren Haupt Napoleon III. galt, repräsentirt hatten.

Dem Dioskurenpaar Ali-Fuad sollte es erspart bleiben, sich politisch selbst zu überleben, wie dies mehrere Jahre vorher seinem Meister Reschid-Pascha erspart worden war. Denn wie Reschid-Pascha, der Minister des Hatt-Houmayon von Gülhane, der im Verein mit dem britischen Botschafter Lord Redcliffe das Uebergewicht des englischen Einflusses vertrat, hinschied, als der Leopard mit dem französischen Adler theilen und diesem den Löwenantheil überlassen mußte, so traten Ali-Fuad vom Schauplatze ihrer staatsmännischen und zugleich von ihrer irdischen Wirksamkeit ab, als der Stern des dritten Napoleoniden erloschen war, und das nunmehr theilweise gesammelte Rußland sich anschickte, seinen frühern Platz in der orientalischen Sonne wieder einzunehmen.

Nur ließ Reschid-Pascha in den Genannten ein festge-

kittetes regierungsfähiges Ministerium hinter sich, während nach diesem ein freies Feld für jeden Ehrgeiz und für jeden Versuch offen blieb.

Der Reformers Reischid hatte die obengenannten nebst vielen andern rasch bis in die Ministerkanten emporgehoben. Erstens bedurfte der reichbegabte, aber nur auf dem Wege der Autodidaktik unterrichtete Cabinetschef der Unterstützung der besser geschulten Jugend, und dann lag es ebenso sehr in seinem Geschmack, das Schicksal zu spielen, als in seiner Politik, sich einen mächtigen Anhang zu gründen. Die seiner Natur eigenthümliche Kühnheit mochte ihn übrigens dazu verführen, seine eigene Ueberlegenheit und Unentbehrlichkeit in dem Maße zu überschätzen, als die Bedeutung der von ihm Emporgebrachten zu unterschätzen. War er doch gewohnt, auf sie als seine Geschöpfe herabzublicken. Und als er endlich wahrnehmen mußte, daß die Schüler sich zu emancipiren und die ihnen zugebachten Strohmanssrollen ganz ernsthaft aufzufassen begannen, daß sie sich anschickten, nicht nur gegen den Meister Front zu machen, sondern endlich seine Stellung zu untergraben, war die verspätete Lehre für ihn bereits eine überflüssige. Für Ali-Pascha, den eigentlichen Erben seiner Macht, war das Beispiel nicht verloren. Die Rivalen wußte er an sich zu fesseln, oder aber lautlos unschädlich zu machen, und die es allenfalls mit Erfolg hätten werden können, hielt er in untergeordneten Stellungen fest. Um das Bezierat herum ließ er eine gähnende Leere. So kam es, daß bei seinem Ableben, welches mit dem seiner Cabinetsmitglieder zusammenfiel, das Land sich vor ein Fragezeichen gestellt, der Sultan sich in die Nothwendigkeit der Versuche versetzt sah.

Diese Nothwendigkeit, die den Monarchen vor Mahmud II.

wenig Kopfzerbrechen verursacht haben würde, ist gegenwärtig durch den Umstand erschwert, daß es sich nicht allein darum handelt, ein Ministerium zu finden, welches den Bedürfnissen der Verwaltung mehr oder weniger zu entsprechen scheint, sondern ein solches, welches sich den äußern Einflüssen anzubequemen und sie vorkommenden Falls zu benutzen versteht.

Einst waren die den Ausschlaggebende, oder doch zu berücksichtigende Factoren bei der Besetzung des Bezirats das Serail und die Janitscharen, jetzt sind es nächst dem west-europäischen Finanzmarkt vornehmlich die Gesandtschaften und die Bureaukratie. Einst lag der Schwerpunkt der Regierung in der Verwaltung des Innern und im Heerwesen, jetzt hingegen liegt er im Auswärtigen und in den Finanzen.

Vom frühern Cabinet, dessen Haupt Ali-Pascha so lange gewesen waren, war nur eine erprobte und bedeutende Persönlichkeit übriggeblieben; der Ergroßbezier Müterdjim (der Uebersetzer) Mehmed-Pascha. Er spielte darin als rhetorische Capacität eine beachtete Rolle. Wegen seiner Jahre aber, welche den kritischen Zug in seinem Wesen zur Passivität gesteigert hatten, schien er zur Bildung eines neuen Cabinets mit neuer Richtung wenig geeignet. Edhem Pascha, einer der intelligentesten und wissenschaftlich gebildetsten ottomanischen Staatsmänner, der schon mit 30 Jahren das Portefeuille des Aeußeren übernommen hatte und seitdem fast ununterbrochen das Ministerium des Unterrichtes, des Handels oder jenes der öffentlichen Bauten leitete, war unbegreiflicher Weise trotz aller Tüchtigkeit nicht in Frage gekommen. Die Aufmerksamkeit richtete sich auf zwei jüngere Minister, die in der letzten Zeit durch die Gunst der Verhältnisse Ministersege erklommen hatten, trotz Ali-Pascha, oder vielleicht

weil dieser in dem einen mehr den europäunkundigen Molla (Schriftgelehrten) in dem anderen den Soldaten sah. Es waren dies Ruschdi-Mehmed-Pascha-Schirwani-Bade und der Marschall Hussein-Avni-Pascha. Auch Mithad-Pascha, der sich in der Donauprovinz (Bulgarien) als hervorragende Verwaltungskraft und unermüdlicher Reorganisator bewährt hatte, kam in Betracht. Die sogenannten „Jungtürken“, die sich als Gegner Ali-Fuad's bemerkbar und durch ihre Flüchtlingsrolle interessant gemacht hatten, blieben außer jeder Erwägung. Mit dem Hinscheiden der beiden verflüchtigten sie sich wie Dampf, wenn der Herd verlöscht ist.

Die Wahl des Sultans machte alle Voraussichten und Erwartungen zunichte; in Mahmud-Pascha trat ein homo novus das Erbe Ali-Pascha's an. Die ersten Maßnahmen des neuen Großveziers stellten sich im scharfen Gegensatz zum Programm seines Vorgängers dar. Nach dem konservativ-apathischen Ali-Pascha nahm sich Mahmud-Pascha als ein Revolutionär aus; er bewies eine gewisse Thakraft und einen großen Ueberschuß an energischem Willen, was anfänglich schon der Neuheit wegen imponirte. Sein Verfahren gemahnte an die einstige Bezierherrlichkeit, und so gerieth er gar bald in den Ruf des „Alttürkenthums.“ Mit dieser Bezeichnung wird in der Türkei ebenso leichtfertig umgesprungen als während den Glaubensfehden mit der des „Reßers“ und zur Zeit des französischen Convents mit der des „Aristokraten“ und „Verräthers.“

Wurde doch selbst einer der eifrigsten Reformer, Kûprîsli-Mehmed-Pascha, von seinen Gegnern so bezeichnet, weil er die Mittel zum Fortschritt der Türkei mehr im eigenen Volke als in der Nachäffung fremden Wesens finden wollte.

Ein Alttürke im retrograden Verstand ist als otto-
manischer Staatsmann heute ebenso wenig denkbar als ein
Hexenproceß oder Glaubensgericht in Deutschland, und so
bedeutet diese Classificirung nichts weiter als eine Schattirung
in der allgemeinen Reformbewegung. Daß diese bei Mahmud=
Pascha bald in den dunkelsten Tinten erschien, ist freilich
nicht in Abrede zu stellen, aber ebenso wenig könnte man
behaupten, daß er ein politisches Programm befolgt hätte.
Im Orient gibt es überhaupt keine Parteien und Partei=
führer nach Principien, sondern vielmehr nach persönlichen
Verbindungen und Interessen. Die divergirenden Ansichten
werden von Fall zu Fall als persönliche Waffen benutzt und
die politische Idee dient dabei ungefähr, wie zur Reformzeit
die „religiöse“ einigen deutschen Fürsten diente.

Drei Umstände trugen wesentlich bei, den Anklagen
seiner Widersacher bezüglich des „Alttürken“ einen Anschein
von Wahrscheinlichkeit zu geben. Mahmud=
Pascha hat in
seiner Bildung vom Abendlande nichts übernommen, selbst nicht
die französische Sprache. Er stand ferner in engen Beziehungen
zur russischen Botschaft und bis zum Krimkriege neigten alle
konservativ gesinnten Staatsmänner des Divans zu Rußland,
weil sie in diesem Staate eine gewisse Congenialität zu finden
glaubten, im Gegensatz zu den Westmächten, deren Auftreten
selbst als Verbündete den osmanischen Stolz offen demüthigte,
während der kluge moskowitzische Nachbar die Demüthigungen
im Kern gewöhnlich in vergoldeter Schale bot. Und
endlich sein draconisches Verfahren in den Personalfragen,
das den neuern bureaukratischen Anschauungen schnurstracks
widersprach.

Die rücksichtslose Schärfe, mit der er den Staats=
beamten zu Leibe ging, die in der Schule Ali-Pascha's

herangewachsen waren, ließ bald die Mehrzahl der „Efendis“ in die Zahl seiner Gegner reihen. Amtsentsetzungen und Verbannungen gelangten auf die Tagesordnung. Provinzstatthalter wurden innerhalb weniger Monate drei- bis viermal von einem Winkel des Reiches in einen andern versetzt, wodurch sie bei den umständlichen Transporten ihrer großen Hausstände pecuniär zu Grunde gerichtet werden mußten. Kurz, der einflußreich gewordene Bezier beutete seine Macht für persönliche Rücksichten oder zur Befriedigung seiner persönlichen Mißstimmung aus, und der von Ali-Pascha gegründete Beamtenkörper frachte in allen Tugen. In die Stagnation, die daselbst unter Ali Platz gegriffen hatte, brach urgewaltig ein reißender Strom herein, der, wenn weise gelenkt, belebend hätte wirken können, so aber nur Verheerungen hinterließ. Eine Art Terrorismus hatte unter den Staatsdienern Platz gegriffen und wirkte, da er keinem Princip zu entspringen schien, entmuthigend, anstatt zu läutern; die Betroffenen — und darunter zählten die Besten — fühlten sich nicht von der Hand des Chefs, sondern des Menschen getroffen. Die Art, wie er traf, entsprach den traditionellen Formen von ehemals; sein freundliches Zulächeln, ein wohlwollendes Wort von seinen Lippen und insbesondere die väterliche Ansprache mit „Mein Sohn“ galt als Verurtheilung und war gewöhnlich der Vorbote eines empfindlichen Schlages. Der öffentliche Dienst wurde in schwere Mitleidenschaft gezogen, die Stimmen der Geschädigten drangen im Chorus an das Ohr des Sultans, und gewisse Punkte in der Eisenbahnconvention mit Hirsch wurden zum letzten Tropfen in dem vollen Becher. Mahmud-Pascha fiel.

Sein Sturz wurde von seinen Gegnern mit lauten

Rundgebungen begleitet, wie sie in Konstantinopel seit Menschengedenken nicht vorgekommen sind. Mithad-Pascha, der früher erwähnte Statthalter für Bulgarien, übernahm unter ebenso ungebräuchlichen Freudenzurufen das Bezierat. Mithad, dem ein überaus günstiger Ruf voranging, war durch denselben von vornherein geschädigt. Die öffentliche Meinung, zu Extremen geneigt, gab sich unerfüllbaren Hoffnungen hin und stellte an den neuen Staatslenker überspannte Anforderungen. Der Reorganisator der Donau-provinz sollte wie mit der Zaubertruthe das ganze Reich neugestalten, die Folgen von Jahrhunderte alten Uebelständen verschwinden und mit Einem Schlage Schäden heilen machen, die allein ein totaler Umschwung im Volksgeiste, und zwar erst in der dritten, vierten Generation bewältigen könnte. Mithad-Pascha war überdies zu lange Zeit von Konstantinopel entfernt gewesen: es gingen ihm so die einem ottomanischen Staatsmanne unentbehrlichen Verbindungen mit der Hauptstadt ab und seinem Wesen jene conventionelle Form, auf die man daselbst ein übermäßiges Gewicht legt. Sein Auftreten ist das eines Mannes, der sich fühlt, nichts von der Gunst erwartet, sondern auf die Reinheit seiner Absichten fußt. Er verlor das Reichsiegel, ohne seine Absichten verwirklichen zu können, aber die öffentliche Meinung blieb ihm treu.

Die Gunst des Sultans erhob zum Staunen aller Welt einen noch jungen, in Europa halb gebildeten General, Essad-Pascha, zum höchsten Regierungsamt, um ihn nach kurzer Zeit durch den greisen Mütterdjim Mehmed-Pascha, den einstigen Kollegen Ali und Fuad's, zu ersetzen, der bald in dem Molla Ruschdi-Pascha-Schirwani-Bade einen Nachfolger erhielt.

Mit diesem schien der beständige Ministerwechsel, der bereits das an den ottomanischen Verhältnissen interessirte Europa zu beunruhigen begann, endlich einen Abschluß gefunden zu haben. Schirwani-Bade war aus dem Corps der Ulema (Schriftgelehrten) hervorgegangen und hatte sich in der Sendung Fuad-Pascha's nach Syrien anläßlich der Mezeleien in Damascus hervorgethan. Nach beendigter Sendung vertauschte er den Turban mit dem Fez, den Raftan mit dem Reformrock, den Titel des Efendi mit jenem des Pascha und sein bisheriges Amt als Kazasker mit dem Portefeuille eines Ministers des Innern. Dieses Amt war eigens für ihn geschaffen worden; denn bis dahin versah, wie es seither geschieht, der erste Unterstaatssekretär des Großvezierats die in dieses Departement fallenden Agenden.

Es ist hier zu bemerken, daß im allgemeinen die ottomanischen Minister nicht ganz dieselbe Stellung einnehmen, wie in den meisten abendländischen Staaten. Der Großvezier ist nicht blos ein Ministerpräsident, sondern ein Chef in der engsten Auffassung des Wortes. Er hält dem Monarchen die Vorträge, nicht aber der einzelne Minister für sein Ressort. Nur die Ausnahmstellung, die eine glänzende Vergangenheit oder der besondere persönliche Einfluß gewähren, bringt den einen oder den andern in Berührung mit dem Sultan; denn auch hier erhebt sich die Persönlichkeit manchmal über die Stellung. Schirwani-Bade stützte sich auf zwei Cabinetsmitglieder: auf den neuen Minister des Aeußern, Raschid-Pascha, und auf den Seraskier Hussein-Avni-Pascha. Raschid-Pascha war dem europaaufkundigen Vezier als Ergänzung, Hussein-Pascha, der einflußreiche Seraskier, als Verbündeter nothwendig.

Mehmed = Raschid = Pascha entstammt der vornehmen Familie des Hadji Nazyr-Aga, deren Häupter länger als ein Jahrhundert hindurch die Stadt Drama in Macedonien mit ihren Dependenzen als Dere-Bei's (Gaugrafen) regiert hatten. Drama ist die Heimat des großen Mehmed-Ali. Der Vater Raschid's, Hassan-Haidar-Pascha, wurde auch von seinem Verwandten an dessen Hof nach Kairo berufen, wo im Jahre 1830 Raschid zur Welt kam. Als Knabe wurde er zum Behufe seiner Studien mit den ägyptischen Prinzen nach Paris gesandt und mit 19 Jahren zum ägyptischen Regierungsrath ernannt. Mishelligkeiten mit den ägyptischen Verwandten veranlaßten ihn, im Jahre 1851 nach Konstantinopel überzusiedeln, wo er im Bureau der Uebersetzer des Divans Verwendung fand. Seine sorgfältig geleiteten Specialstudien lenkten ihn auf die Verwaltungsbranche, und so finden wir ihn vom Jahre 1852 an als Gouverneur auf den Marmarainseln, in Gallipoli, Sulina, mit dem Grade eines (Mirmiran) Pascha zweiten Ranges in Skutari, Belgrad und Tultscha. In dieser letzten Eigenschaft vertrat er zugleich die Pforte in der europäischen Donaucommission.

Von Biddin wurde er als Generalgouverneur nach Smyrna und von dort nach Syrien gesandt, wo er fünf Jahre hindurch mit Erfolg amtierte. Die Herrschaft Mahmud-Pascha's ging auch an ihm nicht spurlos vorüber. Er wurde abberufen, einfach um einem andern Platz zu machen, und, kaum in Konstantinopel angelangt, nach Bosnien geschickt. Noch ehe er aber an seinem letzten Bestimmungsort eintreffen konnte, hatte Mithad Mahmud-Pascha ersetzt und berief die vielversprechende Kraft ins Ministerium, vorerst für die öffentlichen Arbeiten. Im Jahre 1873

übernahm er an Stelle Halil-Pascha's die auswärtigen Angelegenheiten.

Halil- (Sherif-) Pascha ist gleichfalls ein Aegyptier, d. h. in Aegypten geboren, aber von einer jener Familien stammend, die mit dem viceköniglichen Hause verwandt und wie dieses Ottomanen sind — denn auch in Aegypten beherrscht der Türke den Araber. Als Millionär, als glänzender Salonmann und begabter Diplomat hatte er sich in Paris, Petersburg und Wien hervorgethan und erschien als eine Art Fuad redivivus. Seine geistreichen Bemerkungen blieben selbst in der europäischen Gesellschaft nicht unbemerkt, seine politischen Ansichten erzwangen ihm die Aufmerksamkeit der politischen Welt. Er mußte den Fautenil des Auswärtigen Amtes verlassen, weil seine Haltung zu wenig vom Zuschnitt des ottomanischen Efendi hatte, weil die Energie seiner Natur ihn die Sphäre eines ottomanischen Ministers des Aeußern nach abendländischen Begriffen auffassen ließ, und endlich weil er mit dem Vicekönige von Aegypten auf schlechtem Fuße stand. Auch mit der nunmehr am Bosphorus maßgebenden russischen Botschaft, welcher der General Ignatiev mit großem Erfolge und mit einer Schlaueit vorsteht, die seinem Vorgänger in gesandtschaftlicher Machtvollkommenheit, Canning, nicht immer eigen war, soll sich der unabhängige Sinn Halil's nicht gut vertragen haben. Halil-Pascha illustriert den Satz, daß die persönliche Begabung unter Verhältnissen leicht zum Nachtheil für die Stellung werden könne.

Sein Nachfolger Raschid-Pascha verfügte über einen hellen Geist, gute Kenntnisse, allgemeine Erfahrung und über eine Haltung, die den Kern im Wesen unter der orientalisch passiven Form dem Auge verschleiert, und

so den Anforderungen der stambuler und Pfortenwelt entspricht. Der gravitätische Ernst und eine gewisse gewichtige Behäbigkeit ist eine *conditio sine qua non* für das Auftreten eines ottomanischen Staatsmannes.

Das andere bedeutende Cabinetsmitglied war der Kriegsminister Hussein-Avni-Pascha. Hussein-Avni ist im Jahre 1820 im Sandjak von Isparta (Kleinasien), geboren. Sein Vater war Pachter. Die meisten Ottomanen, welche eine Rolle spielen, fangen den Glanz ihrer Familie mit sich selber an. Als der Knabe zur Reife gedieh — und man reist früh unter der Sonne des Orients — hatte Sultan Mahmud den entscheidenden Gang gegen die Janitscharen gewagt und die neue Miliz regte sich im Verdeproceß. Die militärische Laufbahn ließ sich vielversprechend an. Kaum funfzehnjährig, ward Hussein nach Stambul, der Pforte aller Glückseligkeit, gesandt und fand dort Aufnahme in der Militärschule. Sechs Jahre später erhielt er die Lieutenants-Epauletten. Bis zum Jahre 1851, wo er bei Ausbruch des Krimfeldzuges als Oberstlieutenant nach Schumla und bald darauf als Generalstabschef einer Division nach Widdin beordert wurde, vollzieht sich seine Laufbahn in den Militärschulen als Schüler und als Lehrer. Die Vertheidigungsarbeiten bei Kalafat und Silistria waren zum Theil das Werk des jungen Obersten, der hier und im Gefecht bei Tschetate seinem theoretischen Wissen die Feuertaupe erwarb. Nach Beendigung des Donaufeldzuges finden wir den General Hussein-Pascha als Generalstabschef der Armee in Kleinasien. Der englische General Williams bestand darauf, Karz zu vertheidigen; Hussein hingegen erklärte Karz für strategisch unhaltbar und stimmte für die Linie Erzerum-Soghanlu. Der Einfluß des allmächtigen

britischen Botschafters Lord Redcliffe entschied in dem Meinungsstreit für die Ansicht des englischen Generals, und Hussein wurde nach Stambul abberufen. Karz fiel.

Hussein fungirte hierauf als Generalstabschef des Serdar Ekrem-Omer-Pascha in der Krim und während dessen Expedition nach Mingrelien. Nach dem Friedensschlusse finden wir ihn als Commissar bei zwei Grenzregulirungen thätig: bei der türkisch-russischen und später bei der bosnisch-montenegrinischen. Hierauf übernahm er die oberste Leitung der Militärschulen, in die er ein neues Leben und eine erspriessliche Bewegung brachte. Den Feldzug gegen die Montenegriner machte er als Divisionsgeneral mit, worauf er als Präsident des Kriegsrathes und als Administrator des Kriegsministeriums nach Stambul zurückberufen wurde. Anlässlich des kretensischen Aufstandes begab er sich, mit der obersten Militär- und Civilmacht bekleidet, nach Kreta und erwarb sich dort große Verdienste um die Pacification der Insel. Im Jahre 1869 übernahm er das Kriegsministerium.

Als Mahmud-Pascha an die Spitze des Cabinets gelangte, mußte Hussein, der gefährliche Nebenbuhler, natürlich weichen, um jedoch nach Mahmud's Sturz auf seinen Posten zurückzukehren.

Die Bedeutung eines ottomanischen Staatsmannes mißt sich an den Folgen seines Sturzes und an der Stellung, die er bei seiner Rückkehr zur Macht einnimmt. Hussein's Einfluß und volles Ansehen schreibt sich von seiner Rückkehr an die Spitze des Kriegsministeriums her, wo sein Wirken erspriessliche und unleugbare Leistungen zu Tage gefördert hat. Die Verbesserung des Systems der Truppenaushebung und des Dienstes, der militärischen Strafgerichtsbarkeit, die Er-

richtung eines obersten Medicinalrathes, die Gehaltsregelung und die Gründung eines Pensionsfonds für die Militärbeamten, sind, außer seinem Einfluß auf die moralische und technische Ausbildung der Truppe und des Offiziercorps die greifbaren Ergebnisse seiner Wirksamkeit.

Hussain-Avni-Pascha sollte durch seine Autorität dem neuen Cabinet Festigkeit geben, wie Raschid durch seine Kenntnisse und diplomatischen Fähigkeiten. Bald aber wurde es klar, daß diese von außen kommende Ergänzung, wenn sie auch das Cabinet gegenüber den Nebenbuhlern um die Macht befestigte, den sichtbaren Chef desselben nicht auf die Höhe seiner Aufgabe zu heben vermöge. Eine gewisse Feinheit des Geistes ersetzte beim Großvezier Ruchdi-Schirwani-Bade nicht genügend den Mangel einer europäischen Bildung und praktischen Erfahrung; die dialectische Schulung, die dem begabten Molla zu Theil geworden war, erwies sich als ungenügend für das schwierige Amt des Vezierats. Als finanzielle Mißgriffe seine Amtsentsetzung veranlaßten, ward er durch den Kriegsminister Hussain-Avni-Pascha ersetzt.

Hussain-Avni, vor allem Soldat und als Kriegsminister vollkommen auf der Höhe seiner Aufgabe, hatte früher den Zumuthungen, das Reichsiegel zu übernehmen, die an ihn zu wiederholtenmalen herangetreten waren, ein taubes Ohr gezeigt. Sein Ehrgeiz hatte nichts zu gewinnen; seinem Schöpfungsdrang bot das Heer ein hinlängliches Feld zur Befriedigung. Der gebieterische Zwang der Umstände und die bedenklich gefährdete Finanzlage, die zu Beginn des Jahres 1874 wieder eine der periodisch wiederkehrenden Krisen heraufbeschwor, bestimmte ihn, sich einer Aufgabe zu unterziehen, die im besten Fall undankbar war. Der Großvezier führte ehemals den Titel (hamal) Lastträger des Reiches

— die Last ist heute nicht mehr drückend, sondern zermalmend. Das Kriegsministerium aber, sein eigenstes Element, behielt Hussein-Pascha bei und vereinigte derart in einer Hand die höchsten Gewalten. Eine äußerst seltene Ausnahme.

Ruschdi-Mehmed-Pascha-Schirwani-Bade, der frühere Großbezier, mußte ziemlich hart büßen. Er wurde als Provinzstatthalter vom Goldenen Horn entfernt und starb wenige Monate darauf zu Yemen in einer Art Verbannung. Der Minister des Aeußern, Raschid-Pascha, den die öffentliche Meinung gleichfalls als Candidaten für die Last des Bezierats bezeichnede, und der auch jetzt noch immer als solcher angesehen wird, wurde zum Botschafter am Wiener Hofe ernannt. Wie in den Jahren 1830—50 für die osmanischen Staatsmänner die Botschaft am Hofe zu St. James als Vorkammer zum Ministercabinet betrachtet wurde, so in den letzten Jahren die Vertretung in Wien.

Halil, Marifi und Kabuli waren von Wien aus ins Ministerium gelangt. Diesmal sollte ein Minister die Pforte in Wien vertreten. Vielleicht wollte man auch durch diese, dem Wiener Cabinet sehr genehme Ernennung der Ausnahme die Spitze abbrechen, daß mit dem Bezierat Hussein-Pascha's eine Oesterreich-Ungarn nicht freundliche Anschauung in der ottomanischen Politik Platz greifen werde; denn der Marschall persönlich gilt als dem Nachbarstaate nicht sonderlich geneigt.

Marifi-Pascha übernahm statt Raschid das Aeußere; ein Lieblingschüler des verstorbenen Ali-Pascha, gehört er zu den geachteten Persönlichkeiten der Pforte. Er besaß den für einen Pfortenminister nicht zu unterschätzenden Vortheil, aus dem Kern der Pfortenbureaucratie, sozusagen

herausgeschnitten zu sein, während alle seine Vorgänger seit Ali durch die Wendung ihrer Laufbahn der „Esendiwelt“ ferner gestanden hatten; Halil-Pascha war zumeist in auswärtigen Missionen, Raschid-Pascha in den Provinzen in Verwendung gewesen. Die Verbindungen mit dem Beamtenkörper der Pforte nun, so hemmend sie einerseits manchmal werden mögen, sind andererseits doch schwer entbehrlich. Der Beamtenkörper stellt die ottomanische Gesellschaft und als solche die öffentliche Meinung dar und verfügt in seiner Gesamtheit, wenn auch nur durch das Sprachrohr einzelner Glieder, über einen ziemlich ausschlaggebenden Einfluß.

Marifi, der Sohn des in Pfortenkreisen bestbelehrenden Schekib-Pascha, ehemaligen Botschafters und spätern Minister des Auswärtigen, ist gewissermaßen der Typus der durch Ali geschaffenen Schule und eine ihrer gediegensten Erscheinungen. Er, der jetzt ins beste Mannesalter tritt, hatte in frühester Jugend schon dieselbe in sich verschlossene, gravitatisch gesammelte Haltung, deren Ernst jedoch durch die Milde seiner Natur und einen gewissen poetischen Zug des innern Wesens gemildert wird. Fast noch als Knabe begleitete er seinen Vater und später Ali-Pascha in verschiedenen Missionen und erhielt früh das wichtige Amt eines Dragomans des kaiserlichen Divans. Schwindelnd rasch erhoben, sollte er in dieser Stellung fortan die absolute Stabilität vertreten. Die Hand, die ihn bisher erhob, hielt ihn fest, aber hinderte ihn auch eine Stufe höher zu klimmen. Von Mahmud-Pascha wurde auch diese Stabilität angetastet, und als die Epoche überdauert war, ging Marifi als Botschafter nach Wien, um bald darauf sein altes Amt als Dragoman wieder einzunehmen. Er vertauschte es mit dem Unterstaatssekretariat des Aeußern, von welchem aus

er das Ministerportefeuille desselben Departements übernahm. Harifi brachte eine langjährige Vertrautheit mit allen Angelegenheiten und Personen dieses Departements, einen tadellosen Ruf und die conservativen Principien seines Meisters Ali mit, die er während der neun Monate seiner Amtsführung consequent bethätigte. Nie der ersten Eingebung nachgeben, sondern das Reagens der Ueberlegung oder der Umstände abwarten, nicht schneidend, sondern vermittelnd auftreten, wenn möglich temporisiren, geschehen lassen, wo die Initiative nicht drängt oder wo der Widerstand mißliche Kämpfe ohne sonderliche Endergebnisse vorausehen läßt und den Widerstand, selbst wo er unausweichlich wird, in Form einer unangreifbaren Passivität üben, sind ungefähr die Cardinalpunkte dieser Principien. Das Uebergewicht des Großveziers schien jedoch lähmend auf Harifi zu lasten, und so vertauschte er denn anläßlich einer politischen Meinungsverschiedenheit das Portefeuille des Aeußern mit jenem des öffentlichen Unterrichts, wo sein feingebildeter Geist gleichfalls ersprißlichen Einfluß üben dürfte.

Savjet-Pascha, aus derselben Schule hervorgegangen, ein wohlmeinender, aufgeklärter Staatsmann, übernahm das Portefeuille des Aeußern, welches er bereits in Ali's Tagen mehrmals interimistisch und später definitiv geleitet hatte. Savjet-Pascha vertrat die Pforte seiner Zeit in den Donaufürstenthümern und als Botschafter in Paris.

Hussain-Avni-Pascha hat sich auch in seiner Stellung als Großvezier bewährt und den Erwartungen, die man in seine Thätigkeit setzen konnte, Genüge gethan. Die strenge Knappheit, die sich in der Durchführung mancher seiner Verfügungen kundgab, ist eine natürliche Folge seiner militärischen

Natur und Anschauung, die eiserne Ruhe seines Wesens und sein praktischer Sinn haben sich aber auch in der obersten Leitung der Staatsgeschäfte nicht verleugnet und von keinem idealistischen Wollen sich ins Schlepptau nehmen lassen. Der Eindruck von Sicherheit und harmonischer Uebereinstimmung zwischen Wollen und Können, den die Erscheinung des untersehten Mannes mit dem rösig frischen Antlitz und blütenweißen Bart, mit dem verschwenderischen Lächeln und karg gemessenen Wort hinterläßt, ist auch durch seinen Sturz nicht beeinträchtigt worden. Hussein-Pascha bleibt einer jener ottomanischen Staatsmänner, die der Gegenwart ihres Landes nothwendig geworden sind.

Die Rückberufung Mahmud-Pascha's von seinem Statthalterposten nach Konstantinopel mehrte die Zeichen, daß Hussein-Pascha's Stellung erschüttert sei. Der Conflict mit Oesterreich-Ungarn in der Frage des Eisenbahn-Anschlusses gab den sichtbaren Anlaß zu seinem Sturz, der seine Entfernung als Generalstatthalter nach Smyrna zur Folge hatte. Essad-Pascha, dessen früher Erwähnung geschehen und der gleich seinem Vorgänger den Reihen des Heeres entstammt, übernimmt zum zweiten Mal das Reichsiegel; seine Berufung stellt demnach keinen neuen Versuch vor.

Die hier besprochenen Staatsmänner bilden die Gruppen, aus welchen sich nunmehr die Cabinete bilden und ergänzen. Das kaleidoskopische Bild der ottomanischen Cabinetskrisen besteht somit aus bekannten Steinen und verliert derart einen großen Theil der Besorglichkeit, welche das mit Ali's Tode eingetretene „Imprévu“ wach gerufen. Die vertrauenerregende Machtdauer des Ministeriums Ali-Suad ist zwar noch von keinem der Nachfolger erreicht worden, aber die Veränderungen sind bereits auf einen

Platzwechsel im intimen Kreise beschränkt, der weder die Politik, noch die Reformen, noch die Staatsverwaltung sonderlich beeinflusst — und eine gewisse Stabilität ist auf dem Punkte, sich anzubahnen.

In den folgenden Artikeln werden wir auf die Staatsmänner der früheren Epochen zurückkommen.

II.

Durch den geheimen Vertrag von Hümfjar-Iskelessi, welchen kurz vor seinem Ableben Sultan Mahmud mit Rußland gegenüber den Erfolgen des ägyptischen Mehmed-Ali geschlossen hatte, schien der Osmanenstaat der nordischen Nachbarmacht gebunden überliefert. Der zu Tode gekehrte Renner im Bündniß mit Meister Isiegrien!

Die Mehrzahl der maßgebenden Minister, wie der greise Chosrew, der letzte circassische Sklave, welcher sich zum Bezierat emporgeschwungen hatte, und die kaiserlichen Schwäger Halil, Achmed-Fethi und Said-Pascha galten als Anhänger der russischen Allianz, denn die Erhaltung des Friedens, die zur Lebensfrage für das tieferschütterte, ins innerste Mark erschöpfte Reich geworden war, schien ihnen am besten durch Nachgiebigkeit gegen das mächtige Nachbarreich gesichert, und sie glaubten sich überdies besser mit dem congenialen Erbfeind abfinden zu können als mit dem unzuverlässigen, doppelzüngigen Westmächten, bei deren Vermittelungen das Reich noch immer übel weggekommen war.

England aber, welches damals ein lebhaftes Interesse an den orientalischen Angelegenheiten bekundete, fand wenig Geschmack an diesem Verhältniß und drängte den Divan zum Ausbau der begonnenen Reformen als dem einzigen Mittel

für den Osmanenstaat, sich aus einer bedenklichen Sonderlage zu befreien und in die europäische Völkerfamilie Aufnahme zu finden.

Die englische Politik hatte am Bosphorus in Lord Stratford de Redcliffe, der sozusagen im Orient aufgewachsen war, einen beredten Vertreter und fand endlich in der Person des ottomanischen Botschafters am Hofe von St. James einen geeigneten Förderer. Sultan Mahmud berief Reschid-Pascha ins Ministerium. Dieser junge Staatsmann hatte bereits hervorragende Verdienste um den Staat aufzuweisen, so namentlich das Zustandekommen der Quadrupel-Allianz, welche in Hinblick auf die ägyptische Frage geschlossen worden war. Ehe er aber sein Portefeuille übernehmen konnte, hatte der reformatorische Sultan aufgehört zu sein (1839).

Reschid begann seine Amtsthätigkeit mit der Veröffentlichung des Hat von Gülhane, dem neuosmanischen Reformstatut, und regierte von da ab Hand in Hand mit Lord Redcliffe und theilweise im Sinne der englischen Anschauungsweise als allmächtiger Minister den Osmanenstaat.

Von Reschid hat Guizot gelegentlich gesagt: „Er ist der einzige große Mann, den der Orient besitzt,“ obschon die kühne Initiative und der energische Reformeifer des Beziers der Richtung und dem Programm des berühmten Doctrinärs durchaus nicht entsprechen konnte. Der kaum mittelhohe Mann mit den breiten Schultern und dem mächtigen Stiernacken, mit dem gebräunten, von einem pechschwarzen Bart umschatteten Antlitz, mit den klugen Augen, die unter buschigen Brauen hervorblickten wie grelle Sonnenstrahlen durch dichtes Waldgestrüpp, gehört unbedingt zu

den hervorragendsten Erscheinungen der neuern ottomanischen Geschichte.

Meschid ist mit Beginn des Jahrhunderts geboren. Seine ersten Beförderungen verdankte er seiner dichterischen Anlage und schon im 30. Lebensalter finden wir ihn mit den höchsten Aemtern betraut. Er war nicht gründlich und schulgemäß unterrichtet, aber was ihm an Wissen fehlte, das hatte die Natur durch die Gabe der Intuition reichlich ersetzt. Ueberdies besaß er eine bedeutende Erfahrung und praktische Schulung in den öffentlichen Angelegenheiten und durch eigene Anschauung eine hinlängliche Kenntniß der christlichen Länder und des europäischen Wesens. Er wußte immer die richtigen Werkzeuge für die Ausführung seiner Pläne zu finden und sich die tauglichen Helfer für das Reformwerk heranzubilden, obschon ihm in ihnen später gefährliche Gegner erwuchsen.

Er brauchte Geld, viel Geld, und sah es gern, wenn sich seine Diener und Klienten bereicherten. Die meisten thaten ihm diesen Gefallen in vollstem Maße. Geldangelegenheiten mochte er mit der naiven Unbefangenheit eines Bezierr von ehemals betrachten, aber ich hege dennoch die Ueberzeugung, daß alle Schätze der Welt ihn nicht bewogen hätten, einen Verrath an der Sache seines Landes, der Reform oder eine von ihm erkannte Ungerechtigkeit zu begehen. „Das Genie verkauft sich nicht,“ und seine scharf ausgeprägte Individualität war entschieden genial angelegt.

Seiner verschwenderischen Großmuth und Beförderungssucht kam nur seine Nachsicht gleich; beide trugen nicht wenig dazu bei, ihm einen großen Anhang zu sichern.

Wenn er hin und wieder aus dem Ministerium verdrängt worden war, so glich der Palast des Verungnadeten

dennoch, ganz so wie in den Tagen der Macht, einem vielbesuchten Taubenschlage. Die meisten Beamten holten ihre Verhaltensregeln von dem Amtlosen; die Pfortenregierung war dort, wo Reschid-Pascha sich befand.

Er selbst verhielt sich unter solchen Umständen den Verhältnissen entsprechend; während er in einer Epoche in Demuth zerfloß und den Todten spielte, in der andern nur Entsagungsgelüste zur Schau trug, äußerte er sich wieder in einer andern scharf kritisirend, ja sogar drohend. Seine Entfernung vom Bezierat war manchmal sein eigenes Werk; er selber setzte einen Strohmann vor, wo es galt, etwas durchzuführen, was ihn hätte bloßstellen können.

So erhob er Küprisli-Mehmed-Pascha zum Bezierat, als es dahin kam, seinen Sohn Ali-Ghalib-Pascha mit der Tochter des Sultans zu vermählen. Sein Client mußte die für ihn hochwichtige Angelegenheit ins Reine bringen, um dem Gerede die Spitze abzubringen: „Seht, wie der Großvezier in allem seine Stellung mißbraucht und seinen Einfluß für sich und die Seinen ausbeutet!“

Von seiner Stellung mag Folgendes einen Begriff geben:

Sultan Abdul-Medschid war es wieder einmal gelungen, sich seines Richelieu zu entledigen, dessen Uebergewicht ihm ab und zu drückend zu werden begann.

Frohlockend unterhielt er sich darüber mit seinem französischen Sprachlehrer Hrn. G. und äußerte mit Bestimmtheit: „Reschid soll nie wieder ein Ministerium leiten. Wenn er sich rührt, werde ich ihn verbannen! Ich habe das Treiben dieses Ehrgeizigen endlich satt.“

In der nächsten Sprachstunde war der Sultan kleinlaut; Reschid hatte das Großvezierat eben wieder angetreten. Als Hr. G. sich entfernte, frug er ihn: „Haben

Sie Reschid-Pascha schon aufgesucht? Versäumen Sie nicht, es sofort zu thun. Denn,“ fügte er hinzu, „er weiß, daß ich Ihnen gewogen bin, und er ist manchmal boshaft — ich möchte nicht, daß Sie sich seine Ungunst zuzögen.“

Die Heirath seines Lieblingssohnes Ali-Ghalib-Pascha, welche durch die Verbindung mit dem kaiserlichen Hause seine Machtvollkommenheit gewissermaßen hätte krönen sollen, wurde im Gegentheil und gegen seine Voraussicht für ihn eine Quelle mancher Kummernisse, und da jedem Sterblichen, auch dem Glücklichsten, nur eine gewisse Summe Glück zugemessen scheint, mehrten sich in der letzten Zeit seines Lebens auch die staatsmännischen Widerwärtigkeiten und Sorgen.

Seine Schüler und frühern Werkzeuge begannen, mit einem Theil seiner alten politischen Gegner verbunden, eine mächtige Phalanx gegen ihn zu bilden. Was ihn schwächte, verstärkte jene; Napoleon's Einfluß stieg und unterstützte sie. Da raffte ihn, noch ehe die Entscheidung gefallen war (1858), der Tod hinweg.

Seinen Schülern, deren Vereinigung mit seinem Hinscheiden rasch in die Brüche ging, überließ der Gewaltige das Terrain. Unter ihnen ragte vor allem Ali-Pascha hervor.

Ali war der Sohn eines Thorwächters in Stambul. Ein Ursprung, der, wie man sieht, ganz in das Bild stimmt, welches sich unsere Phantasie von der märchenhaften Epoche eines Harun-al-Raschid entwirft. Er dürfte 1815, also im berühmten Congressjahre, das Licht der Welt erblickt haben. Ich sage „dürfte,“ da bei dem im Orient allgemeinen Mangel an Geburtsregistern und Familienaufzeichnungen die genauen Angaben fehlen. Der Orientale begnügt sich

damit, zu wissen, daß er überhaupt geboren wurde; das Wonn kümmert ihn wenig. Die Orientalin ist selbstverständlich in diesem Punkt nicht neugieriger.

Seine Carrière verdankte Ali allein seinem Talent und seinen Verdiensten. Denn wenn ihn Reschid in den Staatsdienst aufnahm und in demselben mit einer Raschheit beförderte, die nach europäischen Begriffen fabelhaft erscheint, so war es einzig um der Begabung willen, die ihn auf den unscheinbaren Knaben aufmerksam werden ließ. Das ist ein Vorzug der muselmanischen, despotisch regierten Staaten über die bureaukratisch gegliederten, daß sich die Begabung des Einzelnen rasch zur Geltung emporringen kann, ohne durch hierarchische Hemmschuhe aufgehalten zu werden, mag er selber was immer für einer Gesellschaftsschicht entstammen. Denn wenn die individuelle Freiheit gleich der allgemeinen nur in der Ordnung gedeiht, so bietet die Ordnungslosigkeit der gehaltvollen Individualität doch in mancher Hinsicht dieselbe Entwicklungsmöglichkeit wie die ideale Freiheit, indem sich die elementaren Gesetze darin unbehinderter Geltung verschaffen. Kein System, kein Standesvorurtheil, keine gesellschaftliche Kastenrücksicht hindert den Emporstrebenden. Erheben die Willkür und das Spiel des Zufalls Creaturen aus dem Nichts, so werden sie hingegen unter dem Fuße des Befähigten zu Staffeln, und die Höhen, die der Glückliche erreicht, gehören dann auch dem Fähigsten, weil man ihn braucht. Ali stand in seinem 15. Lebensjahre bereits in Staatsdiensten. Er war Autodidakt und verdankte dem eigenen eisernen Willen die selbsterworbenen Kenntnisse. Die einzige Erholung des schweigsamen in sich brütenden Jünglings war der Umgang mit Büchern. Hat der Ottomane überhaupt keine eigentliche Jugend im abendländischen Sinne,

so war Ali schon als Knabe ein beobachtender ehrgeiziger Mann. Wir finden ihn in rascher Folge als Gesandtschaftssekretär, Geschäftsträger, Unterstaatssekretär, mit 26 Jahren als Botschafter in London und im 30. Lebensjahre bereits als Minister des Auswärtigen. Acht Jahre später trat er als Großvezier an die Spitze des Cabinets. Er vertrat die Pforte bei den Wiener und später bei den Pariser Conferenzen und unterzeichnete den Friedensvertrag vom 30. März 1856, wie man behauptet, gegen seine Ueberzeugung. Die Trennung von der Politik seines Meisters Meschid gibt sich nun offen kund und der Gegensatz zeichnet sich in immer schärfern Umrissen.

Die enge Verbindung mit dem britischen Botschafter Lord Redcliffe war für Meschid eine Bedingung seiner eigenen Herrschaft. Ali wollte aber von der einseitigen Einflusnahme der einen der Westmächte nichts wissen. Der verstorbene Sultan, Abdul-Meschid, immer bemüht, die Einigung seiner Rätthe zu verhindern und das Uebergewicht Meschid's zu vermindern, trug nicht wenig dazu bei, die beiden hervorragenden Minister einander gegenüberzustellen, und so vervollständigte die persönliche Nebenbuhlerschaft um die Macht den Bruch.

Endlich gestattete der zu Anfang des Jahres 1858 erfolgte Tod Meschid-Pascha's dem Einfluß Ali's die vollste Entwicklung, und wir finden ihn von da ab fast ohne Unterbrechung im Ministerium als dessen Chef oder doch als dessen leitende Seele. Weniger genial als Meschid, war er lange hindurch ununterbrochen im thatsächlichen Besitz der Gewalt in einer Dauer und in einem Maße, wie sich dessen seit den Tagen der großen Köprülü's nur wenige Bezieher des Osmanenreiches rühmen durften.

Und wie wenig entsprach seine äußere Erscheinung dem Bilde, welches man sich nach dem Gesagten von dem mächtigen Bezier entwerfen dürfte! Ein kleines Männchen mit großem, seitwärts gebeugtem Haupt, das immer den Anschein hatte, seitab zu lauschen, mit tiefdunkeln Augen, die sich immer wie schüchtern oder schläfrig hinter den gesenkten Wimpern verbargen. Die unansehnliche, nahezu unbeholfene Gestalt schien verschwinden zu wollen, der schleppende, unsichere Gang seines Bieles ungewiß, und die einwärts gekrümmten Beine eher ein Hinderniß der Fortbewegung als ein Mittel für dieselbe zu sein. Die leise geflüsterte Sprache hatte etwas Stotterndes. Er sprach nicht bloß in abgerissenen Sätzen, sondern in abgebrochenen Worten.

Aber der unförmig große Kopf war voll Gedanken, aus dem großen scheuen Auge, wenn er es enthüllte, leuchtete es so hell, so verständnißvoll auf, und er durchspähte mit dem erstaunten, naiv fragenden Blick die Seele des Angeblickten in ihren geheimsten Verstecken. Die unansehnliche Gestalt trug die Last der Regierung eines Reiches, deren Riesenwucht den Schultern eines Atlas angepaßt scheint. Die stotternde Sprache lieb, wenn der Sprecher es beabsichtigte, dem Gedanken, der Thatsache, ob auch zögernd, doch stets einen richtig treffenden Ausdruck.

Nali war sehr thätig und besorgte alles Wichtige selbst; arbeiten aber sah man ihn niemals. Morgens bis zur Amtsstunde (1 Uhr) und Abends bis gegen Mitternacht empfing er Besuche und Bittsteller. Die übrige Zeit gehörte dem Schreibtisch und nur zum geringen Theil der Nachtruhe. Sein diplomatischer Stil war wegen der Klarheit des Ausdrucks und der folgerichtigen Gliederung des

Aufbaues gewürdigt. Ali war beredt durch den Blick und durch die Feder.

Die groben Sprachfehler, denen wir in seinen Entwürfen begegnen, sind bezeichnend für sein ganzes Wesen. Ein starker Inhalt, eine klare Fassung der geistigen Gestaltung bei einer mangelhaften äußern Form. Wenn bei irgend einem „*Le style c'est l'homme*“ seine volle Anwendung findet, so war es bei Ali der Fall. In seinen Privatbriefen — und er liebte es, seinen Vertrauten mitunter in dieser Form geschäftliche Verhaltensmaßregeln zu ertheilen — sehen wir den sonst so verschlossenen Mann mittheilsam werden. Ein frischer Querschnitt bricht plötzlich durch das starre Gestein.

Der europäische Salon war nicht sein Element. Er schien darin äußerst befangen. Die Unbehaglichkeit, die er empfand, gab sich durch eine gesteigerte Unbeholfenheit kund.

Auf einem Balle, den er während der Pariser Conferenzen gab, hatte ihm die Prinzessin Mathilde, die mit der ganzen kaiserlichen Familie erschienen war, irgend einen seltenen Gegenstand zum Angedenken eingehändigt. Ali stotterte unverständliche Silben und zog sich in sein Arbeitscabinet zurück. Nach einiger Zeit überreichte er der Prinzessin ein Billet, darauf folgende Ueberschrift stand: „Dank, welchen ich Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Frau Prinzessin Mathilde, hätte sagen sollen!“

Sein Haushalt verschlang beträchtliche Summen, und so war er ungeachtet seines bedeutenden Gehaltes und der namhaften Geschenke, die er von den Sultanen und vom Vice-Könige von Aegypten erhalten, niemals schuldenfrei. Am Gelde war ihm jedoch wenig gelegen, und seine Ehren-

haftigkeit in diesem Punkt dürfte von Niemand angefochten werden.

Sein Hauptaufwand bestand in einer reichhaltigen, überaus gewählten Bibliothek, die beim Brande seines Palastes wenige Jahre vor seinem Tode zu Grunde ging.

Abweichend von der Regel in den Häusern ottomanischer Großer, wo bei Tisch gewöhnlich die Quantität die sorgfältige Bereitung ersetzen muß, wurde in seinem Hause große Sorgfalt auf die Küche verwendet.

Im Kern seines Wesens lag etwas vom Despoten: er litt keine selbständige Individualität neben sich. Er war eifersüchtig auf jedes hervorragende Talent und erhob keinen, den er als möglichen Rivalen in der Zukunft fürchten zu müssen glaubte. Hierin zeigte er sich selbsthüchtiger und viel kleiner als Reschid-Pascha, der, vor allem die Reform als Hauptzweck berücksichtigend, jedem ein freies Feld eröffnete, unbekümmert, ob die durch ihn zur Macht Erhobenen ihm ergeben bleiben, oder sich gegen ihn wenden würden, wie dies wirklich der Fall war.

Ali hatte sich die Erfahrungen Reschid's, zu denen er selber ein reiches Theil beigetragen, zu Nutzen gemacht. Er wollte allein herrschen und unerseßlich bleiben.

Thatsache ist, daß, während nach Reschid's Ableben ein vollkommen regierungsfähiges Ministerium zurückblieb und die Geschäfte ungestört ihren Fortgang nehmen konnten, nach Ali-Pascha's Tode das Experimentiren zur Nothwendigkeit wurde.

Ali verwendete wenig Sorgfalt auf die äußere Schale, er legte das Hauptgewicht in den Kern. Er wollte nicht mächtig scheinen, sondern mächtig sein, und erreichte, was nur immer zu erreichen möglich war. An ihm selbst war nichts Schein als seine Bescheidenheit. Unter seiner schein-

baren Anspruchslosigkeit barg sich ein großes Selbstgefühl und ein empfindlicher Stolz. Wie mag dieser Stolz Befriedigung gefunden haben, als der Kaiser von Oesterreich während seines stambuler Aufenthaltes die Schwelle von Ali's Hause beehrte und dem Oesterreich freundlichen Großvezier dieselbe Auszeichnung überreichte wie dem Sultan, den Stern des Stephansordens in Diamanten. Während der Reise des Sultans nach Europa blieb er gewissermaßen als „Regent“ zurück.

Sein Haß war niemals aufbrausend; es war ein lächelnder, aber tiefsitzender, anhaltender Haß. Unter dem Lächeln dieses Hasses fielen die Stärksten, aber sie fielen nie tiefer, als es sein Interesse erheischte, nie so tief, um im Fall selbst wieder die Mittel zur Erhebung zu finden. Er warf sie nicht zu Boden, sondern er untergrub geduldig und heimlich ihre Basis, so daß sie allmählig sanken; ja, er erstickte sie nöthigenfalls unter Gunstbezeugungen. Er wußte seine Zeit abzuwarten und die Fehler der Gegner zu benutzen, nach dem Wahlspruche: „*Tout vient à temps pour qui sait attendre.*“

Er war, wie schon bemerkt, kein Meister des Wortes; das zögernde Wort ergänzte er durch die That. Er war aber auch kein Mann der eigentlich positiven That; in der passiven Widerstandsfähigkeit lag der Hauptsitz seiner Kraft. Wie sich an den Stacheln des zusammengeballten Igels die feurigste Dogge blutig beißt, so brachen sich an Ali's Passivität die muthigsten Gegner. Er war unfählich, unnahbar, galt als indolent, und war es wol auch — aber nie zur Unzeit, niemals zu seiner Schädigung.

Zwangen ihn die Umstände, nachzugeben, so wich er auf der Hauptstraße zurück, während sein Blick nach einem

Seitenpfade spähete, um die verlorene Stellung wieder zu erreichen. Um die Regelung der Verwaltung hat er un-
leugbare Verdienste.

Eine Anbahnung zur Stabilität in den Aemtern, die principielle Anerkennung einer gewissen Altersfolge bei den Staatsbeamten, kurzum die Grundzüge zur bureaukratischen Organisation waren sein Werk. Er war nicht verschwenderisch mit Belohnungen und Beförderungen.

Marifi-Pascha, der gegenwärtige Minister des Auswärtigen, welcher sein volles Vertrauen genoß, den er als zu seinem Hause gehörig und gewissermaßen als seinen Jünger betrachtete, blieb unter seinem Großvezirat unbeweglich und zehn volle Jahre hindurch „Dragoman des kaiserlichen Divans“.

Aber auch willkürliche Amtsentsetzungen kamen bei ihm selten vor. Nur ernste Beweggründe konnten ihn zu scharfen Maßregeln bestimmen. Vermitteln lag seinem conservativen Wesen näher als entscheidend eingreifen. Er vermittelte als Chef, als Diplomat und als Administrator. Keine Macht hatte unter seinem Ministerium ein entschiedenes Uebergewicht. Mit dem Detail in Finanzangelegenheiten machte er sich nur dann zu schaffen, wenn er gerade keinem andern die Verantwortlichkeit dafür aufbürden konnte. Sein Hauptaugenmerk bei den Finanzoperationen war darauf gerichtet, möglichst viele europäische Bankiergruppen daran zu theilhaben. Die Bankiers von Galata hielt er sich thunlichst vom Leibe.

Er wurde viel verkehrt und verleumdet. Den altgläubigen Elementen im Staate galt er als Abtrünniger, den „Jungen“ als verkappter Rückschrittler. Beide Theile beurtheilten ihn unrichtig.

Er war Patriot und dabei Pessimist. Patriot freilich hauptsächlich nur in dem Sinne, daß er, durch die Ueberlegenheit Europas, die er vollkommen begreift, gedrückt und oft gereizt, sich gegen die rückhaltlose Anerkennung derselben äußerlich sträubte und den unterschätzten Werth seiner Nation anscheinend höher ansetzte als jene immer verneinenden „Jungen“, die das Europäische wahllos als das einzig Gute preisen; Pessimist darin, daß er äußerst wenig von der Zukunft hoffte und deshalb den Dingen fatalistisch ihren Lauf ließ.

Er erkannte, daß viele von den Neuerungen, die Europa mit Ungestim verlangte, entweder zweckwidrig oder verfrüht seien. Er fühlte aber auch, daß die Regierung dem Drange nachgeben müsse, daß sie den europäischen Einfluß nicht beseitigen könne noch dürfe, und fügte sich dann selbst gegen seine Ueberzeugung. Zu manchen andern Reformen wieder, die er als erspriesslich erkannte und wünschte, ließ er sich scheinbar zwingen, um dem nationalen oder richtiger dem religiösen Vorurtheil gegenüber den Schein zu bewahren und nicht das Gehässige der Initiative auf sich zu laden. Seine persönliche Politik war ein stetes Balancespiel zwischen den Ansprüchen Europas, den Forderungen des Palastes und den Bedürfnissen des Staates.

Das Hauptgeheimniß der Festigkeit seiner Stellung lag darin, daß die Vereinigung seiner Vorzüge und Fehler, seiner Kraft und Schwächen, daß die Verschmelzung seiner Begabung mit seinem Naturell, seines Wissens mit seinem Charakter gerade das war, was die Türkei unter den gegebenen Verhältnissen brauchte. Er war der präcis deckende Ausdruck für die Erfordernisse der Situation. Ein größeres Maß von Ehrgeiz bei der gleichen oder selbst bei einer höhern Begabung, und Alii wäre an den hundertfachen Schwierig-

feiten gescheitert, die einen ottomanischen Regierungsleiter umgeben.

Im Gleichmaß und im Einklange zwischen diesem concentrirten Ehrgeiz und den äußern Verhältnissen ruhte seine Macht. Er war nothwendig, unentbehrlich und starb als Großvezier, der er vielleicht noch heute wäre, wenn er lebte.

Als er starb, jubelten die, deren Ehrgeiz er im Wege stand, die türkischen Journale begleiteten seinen Sarg mit den gebotenen Gelegenheitsphrasen; die europäische Presse nahm nur flüchtig Notiz von dem Ereigniß, welches da hinten in der Türkei einen gänzlichen Umschwung bedeutete und er war abgethan und vergessen.

Die einzige kritische Beleuchtung, die seinem Walten zu Theil wurde, waren die nunmehr entzügelten Angriffe, die ihm seine Gegner und, um der Strömung zu folgen, manche ehemaligen Anhänger aus den verschiedenen stambuler Klubs ins Grab nachwarfen.

Und doch hatte diese außergewöhnliche Erscheinung einen Anspruch auch an unser Interesse, selbst wenn sie weniger mit den europäischen Angelegenheiten, die sich in den letzten Decennien abspielten, verknüpft gewesen wäre. Ich, der auf Unparteilichkeit insofern pochen darf, als ich niemals zu seinen Begünstigten zählte, habe versucht, die Gestalt in den wesentlichsten Zügen zu skizziren.

Ali wußte im eigenen Lande die Autorität zu erringen und trotz vielfacher Anfechtungen zu behaupten, im Innern die Grundsteine für den öffentlichen Dienst zu legen und der Pforte dem Auslande gegenüber den Nimbus einer Regierung zu verschaffen, mit welcher man, so mangelhaft sie erschien, dennoch zu rechnen begann. Wird Ali nicht zu den großen Männern überhaupt gezählt werden, so

nimmt er doch jedenfalls unter den bedeutendern in der Geschichte seines Landes einen hervorragenden Platz ein.

War Ali die Seele des ottomanischen Cabinetz, welchem die politische Erbschaft des reformbesessenen Reschid, der es geschaffen hatte, anheimfiel, so war Fuad-Pascha sein glänzendster Vertreter nach außen. Ali's Schlachtfeld war der Schreibtisch, Fuad's der Salon; Ali lieb das Auge und das Ohr, Fuad die Zunge; der erstere knetete und buk das Brot, der letztere streute sein Salz hinein und verkaufte es zu gutem Preise. Es dürfte schwer sein, einen größern Gegensatz zu ersinnen, als der war, den die Verschiedenheit zwischen diesen beiden Männern bot, sowol in Bezug auf Aeußerlichkeit als auf inneres Wesen.

Bei der Verschiedenheit der Art und bei gleichzeitig vollem Verständniß für die Gemeinsamkeit ihrer Interessen, befestigten sie durch gegenseitige Ergänzung die Grundpfeiler ihrer Stellung und blieben bis zum Tode des einen in enger Verbindung — eine Verbindung, die sie durch kluge Compromisse und gegenseitige Zugeständnisse zu nähren wußten. Ein seltenes Beispiel bei ottomanischen Ministern.

Wenn Ali den untern Schichten des Volkes entstammte, so war Fuad hingegen ein Sproß der vornehmen Kreise. Sein Vater Molla Izzet-Efendi bekleidete einen hohen Rang im Corps der Ulema (Magistratur) und genoß der besondern Gunst des unternehmenden Reformators Sultan Mahmud. Sein gebildeter Geist und die Gunst des Herrschers machten ihn zu einem der Sterne des damaligen Hofes.

Doch der Gunst folgte die Ungnade, und so starb Izzet-Efendi im Exil, nachdem vorher sein Vermögen confiscirt worden war.

„Kismet!“ („Es stand geschrieben!“) murmelten seine

Freunde und gingen ihren Geschäften nach. — „Ich will aus Thor des ‚Rismet‘ pochen,“ dachte sein mittellos verwaister Sohn Fuad-Efendi und trat als Schüler in die neuerrichtete ärztliche Schule zu Galata-Serail ein.

Nach vollendeten Studien — man mag dort noch freigebiger mit dem Doctordiplom gewesen sein als vor Zeiten die italienischen Universitäten — wurde Fuad als Arzt im Marineministerium untergebracht. Er begleitete in dieser Eigenschaft den Kapudan Tahir-Pascha nach Tripolis, wo die Pforte so klug und glücklich war, eine Regentschaft verschwinden zu lassen und dem Osmanenreiche in flüchtiger Wiederbelebung der „großen Zeiten“ eine Provinz einzuverleiben.

Ob der zwanzigjährige Marinearzt während dieser Unternehmung Gelegenheit fand, seine Kenntnisse durch Uebung zu vervollständigen und dem „Es ist geschrieben“ durch seine ärztlichen Verschreibungen ein besonderes Relief zu verleihen, ist uns nicht bekannt. Wir wissen jedoch, daß er gleich nach der Heimkehr in das auswärtige Ministerium übertrat, um dort, statt Recepte auszufertigen, Noten zu verfassen oder zu übersehen.

Wir finden ihn als ersten Botschaftssekretär in London, drei Jahre später im Ministerium, dann als Specialgesandten in Madrid und in Lissabon, als Dragoman und als Großreferendar des Divans, als Pfortencommissar in den Donaufürstenthümern und in Aegypten, als außerordentlichen Gesandten in Petersburg und im Jahre 1852 endlich unter dem Bezierat Ali's als Minister des Aeußern.

Eine abwechselungsreiche, interesselvolle Laufbahn! Fuad, Sohn eines Dichters, Nefte der bekannten ottomanischen Verfasserin Zeila Ahatun, selber mit einer regen Phantasie und mit

Schönheitsfönn begabt, fand in den Verhältnissen, in welche ihn seine Laufbahn stellte, volle Gelegenheit, sich seiner Eigenart entsprechend zu entwickeln. Freilich wirkte die Atmosphäre der Salons an der Themse, Seine, am Manzanares, Tajo, an der Dumbowiza, Nawa u. s. w. mehr auf den epikuräisch angelegten Byzantiner als auf die ihm inwohnende Künstlernatur, und so ging endlich diese letztere, die anfänglich in einigen Gedichten und anderen schriftstellerischen Versuchen zu Tage getreten, gänzlich im Dilettantismus des diplomatischen Salonvirtuosen und in einem nur die Oberflächen streifenden Eklekticismus auf.

Seine Erhebung ging nicht so schwindelnd rasch vor sich wie die seines Altersgenossen Ali. Aber während dieser im Bureau wuchs, erhob sich Fuad abwechselnd im Treiben der Salons und im Getümmel der Aufstände.

Zweierlei jedoch haben die beiden gemein: sie sind Geschöpfe und Jünger des genialen Meschid und haben beide ihre ersten diplomatischen Sporen am Hofe von St. James verdient. Die londoner Botschaft galt in jener Epoche für die Vorkammer zum Ministerfauteuil. Strahlte der britische Einfluß doch, ehe er im Krimkriege mit dem Napoleonischen getheilt werden und ihm endlich weichen mußte, am Goldenen Horn in seinem hellsten Glanze.

Fuad-Pascha war durch eine hohe, imponirende Gestalt ausgezeichnet, deren schlanker Wuchs erst in spätern Jahren der typischen Paschabeleibtheit wich. Das Gesicht war fein und edel geschnitten. Der Blick des geistvollen Auges blickte mit einer gewissen Starrheit und etwas schielend durch die Doctorbrille, der Mund war vornehm geschnitten; nur störte ein krampfhaftes Lächeln oft das Ebenmaß der Zeichnung.

Das Organ war von einschmeichelndem Wohlklang und in allen Biegungen musterhaft gebildet.

Suad = Pascha besaß im Gespräch viel Schlagfertigkeit und das, was die Franzosen Esprit nennen. Er übte deshalb von allen ottomanischen Staatsmännern auf sie den günstigsten Eindruck. Sie glaubten ihm das höchste Lob zu spenden, indem sie von ihm sagten: „Er ist kein Türke! Er entgegnet wie Herr von Talleyrand und ist galant wie ein Albencerrage!“

Seine Wortspiele in türkischer und französischer Sprache werden noch heute in den Pfortenbureaux bewundert und wiederholt. Letztere Sprache beherrschte er in allen ihren Eigenthümlichkeiten. Er sprach sie gewählt wie ein vornehmer Russe.

Im Verkehr war er gewinnend, liebenswürdig und ebenso unverläßlich. Das Uebermaß an glänzendem Firniß hatte manche schöne Naturfarbe in seinem Wesen angedunkelt. Auf ein Ansuchen gab er nie eine abschlägige Antwort — aber sein Gewähren blieb beim Versprechen. Er war als Geschäftsmann gewandt und in einer Schwierigkeit selten verlegen, Ausbülsepfaster zu finden — die richtige Auswahl derselben überließ er dem überlegtern, weniger kühnen Wali.

Er behandelte gern alle Fächer der Verwaltung, besonders die des Heeres und der Finanzen. Er zeigte sich auf allen Gebieten als ein reichbegabter Dilettant mit der unbefangenen Dreistigkeit des Dilettanten. Statt gründlichen Fachwissens besaß er die Gabe der raschen divinatorischen Auffassung und die Fertigkeit, sich im Gespräche oder in der Debatte die Kenntnisse anderer zur sofortigen Nothwendigkeit anzueignen.

Er war unter den ottomanischen Würdenträgern seiner

Zeit in Erscheinung, Auftreten, Lebensweise und Ansichten der wenigst nationale, der am meisten europäisirte. Er machte den Eindruck eines abendländischen Hofmannes, der zufällig aus Vergesslichkeit die rothe Morgenmütze auf dem Haupte behalten hatte. Daß er sich daher beim Volke eines noch mindern Vertrauens und einer noch geringern Beliebtheit erfreute als Ali, ist leicht begreiflich.

Im aufständischen Epirus, wo er als kaiserlicher Commissar amtirte, sehen wir ihn zum erstenmal die Feder des Vermittlers mit dem Schwert vertauschen, dem Heer ins Handwerk pfuschen und den Soldaten spielen, eine Leidenschaft, der er fortan bei jeder Gelegenheit fröhnte. Ruhete er doch nicht, bis er nicht zum Marschall und Kriegsminister ernannt worden war, und selbst als Großvezier erschien er in der Marschallsuniform.

Die Großvezierswürde wurde ihm nach seiner syrischen Sendung, mit welcher er in Folge der Gemekel von Damascus betraut worden war, verliehen. In Wirklichkeit zwar blieb Ali-Pascha, dessen Ueberlegenheit er anerkannte, der eigentliche Leiter des Cabinets, und wechselten auch die beiden Staatsmänner manchmal die Fautenils, ihre gegenseitige Stellung und ihre Machtphäre blieben unverändert dieselbe.

Hielt Ali am Wesen fest, so begnügte sich Suad oft mit dem Schein. Sein Sinn war in allem hauptsächlich auf die Form gerichtet und sein reformatorisches Streben hatte insbesondere die Aeußerlichkeit im Auge. Die Vorliebe des regierenden Sultans für die Armee, die der verstorbene Herrscher für mehr nebensächlich hielt, eröffnete seiner Thätigkeit und seiner Lust am Soldatenspiel ein weites Gebiet. Zum bessern Aussehen des Heeres hat er den ersten Grund gelegt, so daß dieses, von der militärischen und sachkundigen

Hand des spätern Seraskiers Hussein-Avni-Pascha ausgebildet, sich neben jedem europäischen Heere sehen lassen kann.

Die Verschönerungsanfänge in Stambul sind größtentheils sein Werk, wohlverstanden unter Mitwirkung der Feuersbrünste. Er hegte in dieser Richtung große Pläne und bedauerte lebhaft, durch die religiöse Anschauung verhindert zu sein, auf den öffentlichen Plätzen Statuen anzubringen.

Mag man diese Thätigkeit in ihrer Bedeutung gering anschlagen, es ist nicht weniger gewiß, daß bei Völkern, die auf der Kulturstufe der Ottomanen stehen, dergleichen Aenderungen von weittragendem Einfluß sind. Die äußerliche Verfeinerung wird hier oft zum Anstoß für die innere Ausbildung. Fuad-Pascha hätte durch die Pflege derselben bei langer Thätigkeit einen eingreifenden Umschwung im Ton, in der Anschauung und in der Lebensweise der stambuler Welt hervorgerufen.

Sein Haus, namentlich seine Bosporusvilla, war mit dem geschmackvollen Prunk ausgestattet, der den gebildeten reichen Epikuräer kennzeichnet. Er war es, der anläßlich der Jahrestage der Thronbesteigung des regierenden Sultans die ersten großen Bälle veranstaltete. Er hat feenhafte Gartenfeste mit allen Hülfsmitteln einer erfinderischen Phantasie und des kaiserlichen Schazes in Scene gesetzt. Die fremden Damen und die Christinnen des Landes statteten während des Festes der Hausfrau im Harem ihre Besuche ab.

Bei dieser Gelegenheit verirrte sich dersche Geschäftsträger, die Frau eines Gesandten am Arm, absichtlich oder unabsichtlich in den Corridor des Hausinnern und stieß an der letzten Thür auf den Hausherrn, der ihm mit verbindlichem Lächeln die Dame abnahm: „Entschuldigen Sie,

Graf, Sie müssen wol an der „Pforte“ bleiben, bei welcher Sie beglaubigt sind.“

Als der Sultan seine große Reise durch Europa unternahm, die, als erster Schritt in dieser Richtung, für das Osmanenreich zum epochemachenden Ereigniß wurde, ward Fuad-Pascha dazu ausersehen, den Herrn aller Gläubigen zu begleiten, und es konnte keine glücklichere Wahl getroffen werden, als die des Würdenträgers, dessen Haltung und Umgangston selbst an abendländischen Höfen Aufsehen erregte. Er sollte nach dieser Reise Europa nur noch wiedersehen, um hier zu sterben. Er starb zu Nizza — fast ebenso plötzlich wie vor ihm seine beiden erwachsenen Söhne, deren Tod keine Krankheit voranging.

Sein Verbündeter Ali, der ihn tief betrauerte und schmerzlich entbehrte, folgte ihm bald (1871) und mit diesen beiden Männern endet im Osmanenstaat eine Richtung, die nicht ohne Erfolg geblieben. Wenn sie das „Nach uns die Sündflut!“, welches ihre Gegner ihnen gern als Wahlspruch liehen, wirklich gedacht haben, so ist dies im beschränkten Sinne und mit Bezug auf ihre äußere Politik eingetroffen.

Ihr Hintritt fiel mit dem Sturze des zweiten Kaiserreiches zusammen, in dessen politischer Atmosphäre sie gelebt und gewirkt hatten und an welches sie so viele Beziehungen ketteten. Sie traten vom Schauplatz ab, als die Westmächte ihre bis dahin im Orient gespielte Rolle beschränkt sehen mußten, und verschwanden mit der Epoche, die vor den Wällen Sebastopols begann, um bei Sedan zu enden.

Wenige Stunden nach dem Hintritt Ali's verschied sein und Fuad's heftigster Gegner, der Cypriot (Küprizli-) Mehmed-Pascha, der dem großen europäischen Publikum weniger bekannt sein dürfte als die beiden ersten Staats-

männer, aber dafür um so bekannter im eigenen Lande war. Die Hälfte der stambuler Bevölkerung folgte in aufrichtiger Trauer dem Sarge des allgemein beliebten, hochgeachteten Bezier's.

Mehmed-Pascha, der die höchsten Staatsämter bekleidete, viermal als Großvezier das Reichssiegel führte und einige Zeit hindurch eine Machtvollkommenheit besaß, die an die einstigen Zeiten der Bezierherrlichkeit erinnerte, war trotz seiner hohen Intelligenz und einer über seine Umgebung hervorragenden Bildung und Belesenheit kein eigentlicher Staatsmann im allgemeinen Sinn und noch weniger nach ottomanischen Begriffen. Er hatte in seinem Wesen wenig von dem, was zum Diplomaten eignet, aber alles, was zum Parteimann befähigt, insbesondere die Zaubermacht der Vertraulichkeit.

Seine Persönlichkeit war bestechend. Es lag etwas ritterlich Anmuthiges in der Erscheinung des noch in späteren Jahren schönen Mannes, eine gewinnende Milde, vereint mit selbstbewußter Kraft, eine wohlwollende Geiterkeit, gepaart mit königlicher Majestät.

Er besaß im Auftreten vom Ottomanen nur die Würde. Seiner natürlichen übersprudelnden Lebhaftigkeit ließ er öfter die Zügel schießen, als die ottomanische Etikette zuläßt, und verletzte dadurch häufig die starre Form der Divanwelt, welche die Aeußerungen seines persönlichen Muthes, seine rücksichtslose Freimüthigkeit und sein zürnendes Aufwallen über Unrecht heimlich als Unbildung verspottete. Der verstorbene Sultan äußerte scherzend über das selbstbewußte soldatistische Wesen Mehmed-Pascha's: „Wenn er mir aus seiner Brusttasche eine Schrift überreicht, so ist es mir immer, als zöge er eine Pistole hervor.“

War Ali der Typus des ottomanischen Efendi, Fuad des byzantinischen Höflings, so war der Cypriot jener des idealen Orientalen der Ballade, eine Mischung osmanischer Tüchtigkeit mit arabischem Adel, gereift unter dem klaren Himmel Griechenlands und an den sonnigen Gestaden der Insel Cypern. Entwickelte sich Ali im stummen Bureau, Fuad im glänzenden Salon, so bildete sich der Cypriot in den Reihen eines europäischen Heeres und in der Verwaltung der Provinzen des eigenen Landes.

Die Eigenthümlichkeit jedes dieser drei Beziere war sichtlich durch die Eindrücke bestimmt, die sie in der Atmosphäre ihrer Entwicklung empfangen hatten, wenn man auch besaupen könnte, daß jeder von ihnen seinen Naturanlagen gemäß die Umgebung aufgesucht habe, die ihrer Entwicklung am förderlichsten gewesen ist.

Das durch Ritterlichkeit geklärte Soldatenthum, dessen reinsten Ausdruck der Cypriot darstellte, paßte schlecht in den Rahmen seiner Umgebung und stimmte nicht mehr zu den Bedürfnissen der Regierung seines Landes.

Sein Empfinden und Wollen gerieth dadurch in beständigen Widerstreit mit den gegebenen Verhältnissen, denen genügend Rechnung zu tragen ihm seine Natur nicht gestattete. Er hatte im Gefühl des Volkes Wurzel gefaßt wie keiner und hätte die kühnsten Reformen durchführen können, ohne das nationale Mißtrauen zu erregen; das Volk vertraute ihm. Er blieb aber der maßgebenden bureaukratischen Pfortenwelt immer fremd, der abendländischen Diplomatie feindlich, und diese Factoren machten seine Entwürfe zunichte und stürzten ihn. Er war Idealist und hegte weitgreifende Reformplane, stolperte aber über die kleinen Hemmnisse der Ausführung, die er übersehen oder zu gering

geachtet hatte. Bei einer großen Unabhängigkeit in der Aeußerung seines Wesens war er durch sein sanguinisches Temperament oft momentanen Beeinflussungen zugänglich. Er gab seinen Stimmungen nach, war ungeduldig und wollte immer gerade auf sein Ziel los. Sein Enthusiasmus beeinflusste derart gern sein Urtheil über die Tragweite eines Schrittes. Er wollte das Beste und versäumte das „Thunliche“. Vor zwei Jahrhunderten noch hätte er Großes vollbringen können; in seiner Zeit ward er zum Anachronismus und ging darüber zu Grunde.

Ähnlich in seiner Laufbahn mit jener Ali's und Fuad's ist seine rasche Erhebung durch Reschid und die Trennung vom Meister, den er vereint mit den beiden bekämpfte, um nach dessen Tode allsogleich in offenen Widerstreit mit ihnen zu gerathen. Ich werde mich hier auf die oberflächlichsten Aufzeichnungen über Mehmed-Pascha beschränken müssen. Verschiedene Rücksichten binden jetzt noch meine Feder. Vielleicht finde ich zu anderer Zeit Gelegenheit, zur Beleuchtung mancher Vorfälle beizutragen, die sich während eines Zeitraumes von 15 Jahren am Goldenen Horn abgespielt haben.

Mehmed-Pascha, aus einer vornehmen begüterten Familie Cyperns stammend und im Jahre 1810 geboren, kam durch einen seiner Oheime, Schatzmeister Sultan Mahmud's, an den Hof und trat aus der Pagenschule als Offizier in die neuerrichtete kaiserliche Garde. Hierauf ward er zur weitem Ausbildung nach Paris und Metz gesendet, wo wir ihn nach vollendeten Studien als Kapitän in einem französischen Reiterregiment finden. Nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen durch Europa und seiner Rückkehr an das Goldene Horn rasch zum General befördert und mit der

Leitung der neuen Militärschule betraut, schien die Liebe seiner öffentlichen Laufbahn ein plötzliches Ende bereiten zu wollen. Der junge General entbrannte in heftiger Leidenschaft für die gefeiertste Schönheit des damaligen perotischen Kreises, für die Frau des englischen Arztes M. Seine Gefühle fanden Erwidern, Madame M. verließ ihren Gatten und trat zum Islam über, um ihrem Geliebten ganz und für immer als angetraute Gefährtin anzugehören.

Der Fall erregte großes Aufsehen, diplomatische Einflüsse machten sich geltend, und Mehmed-Pascha, in voller Ungnade abgedankt, wurde aus den Reihen des Heeres ausgeschieden.

Seinen Gönnern und Freunden gelang es zwar, die Ungnade zu bannen, seinen Wiedereintritt in das Heer zu bewerkstelligen und ihm in rascher Folge die Militärgouvernements von St. Jean d'Acre, Jerusalem und Belgrad zu verschaffen, aber eine Art Fluch wich nicht von seiner verhängnißvollen Ehe.

Als Botschafter nach London gesandt, mußte er die schöne Frau in Stambul zurücklassen. Ueber ihr Verhalten gingen mancherlei Gerüchte, bis endlich die Ermordung eines Sklaven durch eine ihrer vertrauten Sklavinnen Anlaß zu einem Skandalproceß gab, bei welchem Dinge zu Tage gefördert wurden, welche die Scheidung Mehmed-Pascha's von seiner Frau herbeiführen mußten, und nur aus Rücksicht für den Gemahl die milde Strafe der Verbannung für sie zur Folge hatten.

Melek-Hanum, dies ist ihr Name, hat später in London ein Buch unter dem sensationellen Titel „Dreißig Jahre im Harem“ herausgegeben, dessen Inhalt, abgesehen von

Unwahrheiten und entstellten Thatfachen, übrigens in jeder Zeile die unweibliche Natur der Verfasserin verräth.

Das Blut der „Maranna“ verleugnete sich in ihrer Tochter nicht, die mit der Schönheit den lasterhaften Keim der Mutter geerbt hatte und deren Aufführung den stolzen Mann noch in spätern Jahren empfindlich treffen sollte.

Doch kehren wir zu Mehmed's öffentlicher Wirksamkeit zurück. Wie seine energische Haltung als Commandant von Belgrad im Jahre 1848 die Neutralität der Serben zu erzwingen wußte, so trug sie während seiner Sendung als Botschafter in London nicht wenig dazu bei, die Pforte in ihrem Widerstande gegen das Auslieferungsbegehren Oesterreichs und Rußlands in der Frage der ungarischen Flüchtlinge zu bestärken. Er überraschte sozusagen den damaligen Großvezier Reschid-Pascha mit seinen in London auf eigene Faust unternommenen Abmachungen. „Haben Sie bereits Instruktionen?“ frug ihn Lord Palmerston. „Ja,“ erwiderte Mehmed Pascha, „sie liegen im Kern unserer religiösen und politischen Anschauungen.“

Eine Sendung an den niederländischen Hof nach dem Haag bietet nichts Bemerkenswerthes. Von London als Marschall und Generalgouverneur nach Aleppo gesendet, war die Pacification des aufständischen Hauran sein Werk. Zu Beginn des Krimkrieges, wo er im Divan zu den eifrigsten Vertretern der Kriegspartei zählte, finden wir ihn als Gouverneur von Adrianopel, bald darauf als Kapudan-Pascha (Marineminister) und endlich 1854 als Großvezier. Der äußere Anlaß zu dieser Ernennung wurde Eingang dieses Aufsatzes erwähnt.

Reschid-Pascha, der hoffte ihn als Strohmann benutzen zu können, wurde bald seines Irrthums gewahr, denn

von da an gab sich in Verbindung mit Ali und Fuad seine Gegnerschaft gegen die Politik des Meisters kund. Durch diesen gestürzt, übernahm er das Präsidium des obersten Tanzimatrathes, und während Ali's Anwesenheit bei den Pariser Conferenzen zum zweiten Mal das Bezierat als Raimakam (Beziersstellvertreter).

Doch Reschid gewann abermals die Oberhand und zwang Mehmed-Pascha, den Sultan als außerordentlichen Botschafter bei der Krönung des Zaren in Moskau zu vertreten. Diese Sendung, die bei der damaligen Stimmung des russischen Hofes äußerst mißlich und dem Wesen des stolzen Cyprioten so entgegengesetzt war, wie der Ackerdienst im Pflugjoch dem Temperament eines arabischen Wüstenrenners, sollte für ihn nach Reschid's Berechnung zur Falle werden. Reschid rechnete nämlich darauf, daß die leicht aufwallende Empfindlichkeit des Cyprioten zu einem persönlichen Zwist zwischen ihm und der russischen Regierung führen und daß sich so die Gelegenheit bieten würde, den Gegner bloßzustellen und zu stürzen. Keine Kränkung wurde ihm während dieser Sendung erspart. Reschid ließ ihn ohne Verhaltensregeln, seine Berichte und Anfragen ohne Erwiderung. Andererseits blieb er in Moskau allen Nadelstichen des Hofes ausgesetzt, dessen Stolz die jüngste Niederlage noch nicht verwunden hatte. Der ihm als Ergroßbezier gebührende Titel „Hoheit“ wurde ihm verweigert, die Anwesenheit in der Kirche während des Krönungsactes als „Nichtchrist“ versagt und endlich wurde ihm, dem ersten Würdenträger seines Reiches, der Weiße Adlerorden verweigert, während der Botschafter Frankreichs den Alexander-Newskij-Orden erhielt.

Die Hoffnung Reschid's, daß er den Orden zurückweisen

würde, fand sich jedoch ebenso getäuscht wie die, daß er, seinem Naturell nachgebend, irgendeinen diplomatischen Fehltritt begehen würde. Der Cypriot nahm die Auszeichnung, die ihm als Zurücksetzung für sich und sein Land gelten mußte, an, erklärte jedoch in vertraulicher Form, daß er sich derselben niemals bedienen würde.

Nach dem Tode Reschid's trat die Spaltung zwischen ihm und Ali-Suad sogleich zu Tage, und er, der in idealen Entwürfen die Wiedergeburt des Osmanenstaates aus dem eigenen Wesen heraus anstrebte, bekämpfte hauptsächlich das bedingungslose Hinneigen der beiden zu den Westmächten. Längere Zeit schwankte die Waagschale der Macht hin und her und der Sieg blieb unentschieden. Während seines letzten Bezierats, welches am längsten währte und den Höhepunkt seines Einflusses bezeichnet, unternahm er die Inspektionsreise durch Bulgarien und Rumelien, um die Beschwerden der Gortschakow'schen Note zu prüfen.

Die Bestimmungen des Tanzimat's waren für den mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestatteten Bezier aufgehoben. Der Großkanzler stellte auf sein Gebot die kaiserlichen Fermans aus und gleich den alten Sendgrafen zog er richtend und strafend durch das Land. Recht vor seinem Richtersthule fand auch der Letzte; er kannte keinen Unterschied des Glaubens und der Stellung. Zu Nissa gaben die in Ketten abgeführten Regierungsbeamten, an ihrer Spitze der degradirte Pascha, und 20 Räuberköpfe, vor den Thoren der Stadt auf gepflanzt, Zeugniß für die Anwesenheit des strengen Cyprioten, dem jedes Kind vertrauensvoll und lächelnd entgegenhüpfte.

Von der Pforte wurden immer neue Vorwände vorgebracht, um die Inspektionsreise auszudehnen und den ge-

fürchteten Großvezier möglichst lange auswärts zu halten, bis die persönliche Dazwischenkunft des Sultans das Gewebe eines Tages unvorhergesehen zerriß und ihn nach Konstantinopel zurückberief. Der Sultan, der seinem loyalen Vezier persönlich geneigt war, sendete ihm seine eigene Reisefregatte nach Salonichi entgegen. Bei der Ausfahrt aus den Dardanellen zog sich mit sinkender Nacht ein heftiges Unwetter zusammen und die ängstlichen Excellenzen des Gefolges drangen flehend in den Großvezier, die Nacht im Hafen von Gallipoli zu verbringen. Der Cypriot entgegnete lachend: „Der Sultan erwartet mich um 9 Uhr morgens — und die Fregatte ist gut. Vorwärts!“ Und vorwärts ging es durch Nacht und Sturm. Um die bestimmte Stunde warf die leicht beschädigte Fregatte Anker vor dem kaiserlichen Palast zu Dolma-Bagdysche. „Deli Küprisli!“ („Der tolle Cypriot!“) murmelte heimlich mancher zähneklappernde Efendi. Deli Küprisli war sein Epitheton in Pfortenkreisen, Vater Küprisli im Munde des Volkes.

Wenige Monate nach der Rückkehr in die Hauptstadt sollte er seinem Herrn und Kaiser, Sultan Abdul-Medschid, die Augen zudrücken und als erster Vezier des gegenwärtigen Kaisers den Regierungswechsel vollziehen.

Den letzten Anstoß zu seinem von verschiedenen Elementen vorbereiteten Sturz sollte merkwürdigerweise und gegen seine Absicht der jetzige russische Botschafter in Konstantinopel, General Ignatiow, geben. Mehmed-Pascha befand sich in beständiger Reibung mit dem russischen Botschafter am stambuler Hofe, Fürsten Labanow, obschon er unter den ottomanischen Ministern jener Epoche am meisten zu Rußland hinneigte und im nordischen Nachbarlande einen eventuellen Verbündeten gegen das ihm bei weitem gefähr-

licher und lästiger dünkende Frankreich suchte. „Die directe Verständigung wird uns weniger Opfer an Lebensmark und Würde kosten als die indirecte; die vermittelnden Freunde sind zu theuer!“ pflegte er öfter zu sagen.

Anläßlich der Thronbesteigung des regierenden Sultans war General Ignatiow als außerordentlicher Botschafter entsendet worden. In der Visite, die der General, begleitet vom ständigen Botschafter Fürsten Labanow und vom ersten Botschaftsdragoman Argypulo, beim Großvezier abstattete, bewillkommnete Mehmed-Pascha seinen alten Bekannten mit den Worten: „Sie sehen, ich empfangе Sie auf russische Art!“ Die nach ottomanischem Ceremoniell üblichen Tschibuke und der Kaffee unterblieben. Mehmed-Pascha wußte, daß Ignatiow nicht rauche. Der Botschaftsdragoman war von dieser Etikettenverletzung sehr bestürzt und gab seiner Empfindlichkeit beim nächsten Besuch, der dem Großadmiral abgestattet wurde, Ausdruck. Der General Ignatiow, über den Zwischenfall befragt, erwiderte leichtthin: „Mein Freund Küprizli war heute eigenthümlicher Laune!“

Beim darauffolgenden Staatsdiner sagte Mehmed-Pascha zum General: „Ich weiß, Sie rauchen nicht, und habe Ihnen heute keinen Tschibuk angeboten — Labanow's wegen.“

Ignatiow merkte, daß Mehmed-Pascha befragt werden wollte, um seine Mißstimmung über den Fürsten Labanow Ausdruck zu geben, in der Hoffnung, daß er (der General) diese Aeußerungen maßgebenden Orts wiederholen und dadurch einen Wechsel in der Person des Botschafters herbeiführen würde, und that, als überhöre er die Anspielung.

Nach dem Diner drückten Ali-Pascha, der Großadmiral und andere Gegner des Cyprioten dem General ihr lebhaftes Bedauern über den Empfang beim Großvezier aus.

Der General, der nun begriff, daß man den Zwischenfall zur Insulte aufbauen und als Waffe gegen den ihm befreundeten Cyprioten verwenden wollte, verlegte sich eifrig darauf, seine Bedeutung zu entkräften. Seine Bemühungen wurden aber von den Interessirten als taktvolle Zartföhligkeit hingestellt, und knapp vor der Abreise ließ ihm Ali-Pascha zu seinem großen Mißvergnügen mittheilen, der Cypriot werde demnächst des Bezierats enthoben werden.

Sein Sturz war vollständig und fand in einer ehrenvollen Verbannung als Generalgouverneur nach Adrianopel seinen Ausdruck. Ali-Fuad und die Repräsentanten der Westmächte behaupteten als Sieger das Terrain.

Alle andern Elemente, welche sich vereinigt hatten, den Sturz des Mächtigen herbeizuführen, wie z. B. die sogenannten Jungtürken, hatten wenig Grund, sich ihres vermeinten Sieges zu freuen.

Mehmed-Pascha kehrte zwar endlich nach Stambul zurück und nahm im Cabinet verschiedene Posten ein, aber Ali hatte, die Zeit klug benutzend, seinem Einfluß bereits starke Dämme vorgelegt — und Mehmed's Herrschernatur konnte sich einer zweiten Rolle nicht anbequemen.

Ali versäumte nichts, um den populären Cyprioten zu gewinnen. Dieser aber blieb starr und trotzig und unterließ oft absichtlich die geringfügigsten formellen Zugeständnisse, durch die er jenen hätte befriedigen können, obgleich er Ali's hohe Begabung theilweise anerkannte. Von Ali's nächster Umgebung schätzte er vornehmlich Marifi-Bey, den Dragoman des kaiserlichen Divans, spätern Minister des Auswärtigen.

„Marifi ist ein durchaus ehrenhafter Charakter,“ sagte er oft, „und das thut unserm Lande vor allem noth. Er

sollte ein Ministerium leiten; aber Ali liegt wie Blei auf ihm und läßt ihn nicht aufkommen.“

Als Mehmed-Pascha selber bereits auf dem Sterbebette lag, vernahm er die Nachricht von Ali's Tode. Es ist zweifelhaft, ob er die durch denselben entstandene Lücke noch zu benutzen im Stande gewesen wäre.

Traurige Familienereignisse, wie die Flucht seiner Tochter aus der ersten unheilvollen Ehe nach Paris, und verschiedene Todesfälle, die Zerrüttung seines Vermögens, dessen Pflege der uneigennütige, streng ehrenhafte Mann vernachlässigt hatte und dessen gänzlichen Verfall nur eine großmüthige Belehnung des Sultans verhinderte, das Schwinden seiner Ideale und hereinbrechende Kränklichkeit hatten die Thatkraft des Löwenmuthigen geschwächt. Mit seinem Hinscheiden verlor die Türkei einen ihrer wärmsten Patrioten, die zweite Epoche der Reform und die Zeit einen ihrer reinsten sympathiewürdigsten Charaktere, eine ihrer edelsten, mannhaftesten Erscheinungen!

Sein Tod ersparte es ihm, noch einen herben Schlag zu überleben.

Ueber den Häusern all dieser „ersten Reformminister“ waltete etwas wie antike Schicksalstragik, deren Aeußerungen und eigenthümliches Zusammentreffen in „gutgläubigen Kreisen“ manches Kopfschütteln und manche tief sinnige Deutung erfahren mag.

Der Lieblingssohn Reschid's und Eidam des Sultans, Chalib-Pascha, verunglückte, von einem Dampfer überfahren, bei einer Lustfahrt im Bosporus, und Schevket-Pascha, der einzige Erbe und Nachkomme Küprisi's, der, kaum 30 Jahre alt, als Divisionsgeneral und Gouverneur von Albanien amtierte und als vielversprechendes Talent zu den schönsten Hoff-

nungen berechnete, erkrankte bei einem Spazierritt in einem angeschwollenen Flußchen. Der andere Sohn Reschid's, Mehmed-Djemil-Pascha, langjähriger Botschafter in Paris, verschied plötzlich bei Uebernahme des auswärtigen Ministeriums, und Fuad's beide Söhne starben im Jünglingsalter ohne vorhergehende Krankheit. Nichts sollte von dem körperlichen Dasein dieser Staatsmänner bleiben und sich vererben. Der Einfluß aber, den ihr Wirken und Thun geübt hat, mag man ihn nun für das Reich und für das Osmanenthum als förderlich oder als gefährlich betrachten, ist tiefgehend und unverwischbar, und das heutige Staatswesen steht mitten in der Atmosphäre der Ära, die mit Reschid beginnt.

III.

Wir haben diese Skizzen mit einem Versuch begonnen, jene Staatsmänner zu charakterisiren, welche gegenwärtig mit der schwierigen Leitung der osmanischen Angelegenheiten betraut sind, oder solche, die gleich dem wiener Botschafter Raschid-Pascha durch persönliche Stellung und Fähigkeiten als anspruchsberechtigte Candidaten auf die Führung des Steuers am Staatsschiff angesehen werden müssen.

Stromaufwärts zu den Quellen der Entwicklung wandernd, gelangten wir zu den ersten Ministern der Reformepoche, die mit dem Hatt von Gülchane eine hohe Scheidewand zwischen der osmanischen Altzeit und Neuzeit aufgerichtet hat, nachdem der zerstörte Janitscharenheerd zu ihrem Aufbau die ersten Steine geliefert hatte. So weit gekommen, wollen wir über diese Mauer hinüber in die Vergangenheit Umschau halten und diesen oder jenen der Männer von ehemals oder deren Stellung ins Auge fassen.

Wir werden auf so manche interessante Erscheinung stoßen, und aus den selbstgezogenen Schlüssen, zu denen sie uns anregen dürften, manches eingebürgerte Vorurtheil über die ferne fremde Welt des Ottomanenthums schwinden sehen.

Freilich, indem wir uns aus der frisch pulsirenden Gegenwart auf historisches Gebiet begeben, wird die eigene Anschauung das Wort an die Ueberlieferung abtreten müssen, und diese ihre Belebung durch die Betrachtung und ihre Ergänzung nur noch durch die Gedankenthätigkeit finden können.

Der gegenwärtige Aufsatz also ist den Bezieren in Turban und pelzverbrämten Faltengewändern gewidmet, den Machthabern, deren leisester Wink Untergebene in die Arme der paradiesischen Huris zu befördern vermochte, bis die seidene Schnur niederfiel, die ob ihren glatt rasirten Häuptern schwebte, den Satrapen, die noch nicht allzu ängstlich mit den ihnen zugemessenen Gehalt zu rechnen brauchten, sondern mit freien Händen nehmen und mit vollen Händen ausstreuen konnten, kurz den Paschas, wie sie der abendländischen Vorstellung noch immer geläufig sind, wenn diese nicht etwa ihre Unbefangtheit durch entfärbendes Wissen eingebüßt hat.

Der Hatt von Gülchane vom 3. November 1839, die Magna-Charta der Reform, an deren Zeichen sich der Name Reschid-Pascha's in der Geschichte einführt, bedeutet auch die Grenze zwischen dem Einst und Jetzt der Bezierherrlichkeit und -Fährlichkeit.

Besagter Hatt spricht folgende Grundsätze aus: Sicherheit für das Leben, Sicherheit für das Eigenthum und geregelte Besoldung der Staatsdiener.

Dem Bezier des Reformators Mahmud II., Pertev-Pascha, blieb es erspart, den Greuel dieses Umsturzaectes zu

erleben. Er hatte zwei Jahre früher in würdiger Art den irdischen Traum des Erdenlebens für die ewigen Freuden des Paradieses vertauscht.

Sein geheimer Widerstand gegen die Reformen hatte seinen Sturz und seine Verbannung nach Adrianopel veranlaßt. Nach einer Mahlzeit, zu welcher der greise Exbezir vom dortigen Gouverneur geladen worden war, überreichte der Hauswirth seinem Gast den verhängnißvollen Ferman, dem die Schnur entfiel. Pertev-Pascha nimmt ihn mit der würdevollen Fassung entgegen, die dem Moslim geziemt, küßt das Zeichen des Khalifen und verlangt nach dem Gebetteppich. Die Sklaven — es sind Bestallte des kaiserlichen Palastes — breiten denselben vor dem Pascha aus und bleiben in demüthiger Haltung an seiner Seite. Er legt die Schnur gelassen um seinen Hals und rüstet sich zum Gebet. Während er betet, ein Zeichen von seiner Hand, die Sklaven machen eine rasche Bewegung. Ein Ruck — ein dumpfer Sturz, ein letzter Seufzer, und Pertev-Pascha liegt entseelt auf dem Teppich. Der letzte Bezir, der nach Art von hundert Vorgängern sein irdisches Walten beschlossen hat. Islam heißt Ergebung!

Der Tod durch die Schnur, namentlich durch eine Bogensehne, galt als ehrenvolle Hinrichtungsart, und war den Vornehmsten und Vornehmen vorbehalten.

Im ottomanischen Staatswesen, wo alles durch ein starres Ceremoniell geregelt ist, waren auch die Hinrichtungen je nach dem Range und der Persönlichkeit bestimmt.

Der Kopf eines in Stambul hingerichteten Beziers oder Paschas mit drei Roßschweifen wurde in einem silbernen Teller auf einer Marmorsäule beim Mittelthor des Palastes ausgestellt, das Haupt eines mindern beim ersten Thor,

und dieses mußte sich mit einem Holzteller begnügen, die Köpfe der Subalternen endlich lagen daselbst ohne besondere Zubereitung auf der Erde. Die Köpfe der in der Provinz vom Todesurtheil ereilten Staatsdiener wurden, in Salz erhalten, nach Stambul gesandt.

Ein gewaltfames Ende war von der Eroberung Konstantinopels an bis zur Verkündigung des Hatt von Gülchane für die Beziere beinahe ein Attribut der Bezierwürde und schreckte keinen Aspiranten zurück.

Theils war es der Fatumsglaube, der sie der gewissen Gefahr entgegendrängen ließ, theils die Leidenschaft, die ja jeden Menschen blind macht wie den balzenden Auerhahn, und die den hellsten Blick in Beurtheilung des Fremden vollkommen umnachtet, sobald es die Schätzung der eigenen Lage gilt.

Uebrigens mochten die Candidaten für den Besitz des tödtlichen Reichsiegels allenfallsige Bedenken beschwichtigen, wie die Frauen des Ritters Blaubart: „Ich bin klüger und werde vielleicht glücklicher sein!“

Als einst ein neuinstallirter Bezier einen Derwisch-Scheich frag: „Weiser! Welcher Mensch ist dir wol als der thörichtste vorgekommen?“ entgegnete dieser: „Du, o erleuchteter Bezier! Denn du hast alles darangesetzt, um dein Amt zu erringen, und du bist doch an dem blutigen Haupt deines Vorgängers vorbeigeritten, welches an derselben Stelle lag wie das seiner Vorgänger!“

Dennoch würde keiner der ehemaligen Beziere sich leicht zur Stellung der Reformbeziere verstanden haben, keinem hätte die eigene Sicherheit als eine genügende Entschädigung für die eigene Beschränkung erschienen und ein sich Losreißen

von einer tiefeingeimpften Anschauungsweise würde ihnen peinlicher gedäucht haben, als der gewaltsame Verlust des Lebens.

Es ist bezeichnend, daß keiner der Bedrohten sein Leben durch die Flucht zu retten versucht hat, obgleich diese manchmal leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre.

- Daß die Bezieratsstellung in den Zeiten vor der Reform ihre besondern Entwicklungsabschnitte aufweist, braucht nicht erst betont zu werden, wenn auch keiner dieser Abschnitte unserm Auge einen so jähen, unvermittelten Uebergang bietet wie beim Inslebentreten des Hatt von Gölchane. Das Bezierat schreibt seinen Ursprung aus der Zeit unter Sultan Orchan her.

Ala-eddin, der Erstgeborene des Gründers der Dynastie, Sultan Özman, und folglich der gesetzmäßige Erbe der jungen Krone, war so sehr den Wissenschaften ergeben, daß sein Vater den Zweitgeborenen, Orchan, zur Thronfolge berufen zu müssen glaubte. Das junge aufstrebende Reich mußte von einem Krieger geleitet werden. Als Orchan Sultan geworden war, bot er dem älteren Bruder die Theilung der Macht an. Ala-eddin, weniger ehrgeizig als wißbegierig, wies auf den letzten Willen des Vaters. Orchan bot ihm nun die Hälfte des Vermögens, d. h. der Heerden an, die der Verstorbene hinterlassen hatte. Ala-eddin verweigerte die Annahme. „Nun, Bruder,“ rief Orchan aus, „wenn du auch diese von dir weist, so sei der Hirt meiner Völker, sei Bezier!“

Gerührt durch diesen Beweis von Vertrauen übernahm Ala-eddin das neugeschaffene Amt eines Lastträgers des Reiches, und während sein siegreicher Bruder die Grenzen desselben erweiterte, trachtete der Weise im Innern die

Grundfesten zu seinem Emporblühen und Gedeihen zu legen. Er ließ die ersten Münzen prägen, regelte die Kleidung, betrieb die Neugestaltung des Heeres und die Errichtung einer regelmäßig ständigen Truppe unter dem Namen „Zenitscheri“ (neue Truppen), die Erbauung von Moscheen, Schulen und eines Hospitals und Armenhauses.

Der barmherzige Sinn, der eine vornehmliche und nicht genug anzuerkennende Eigenschaft der Ottomanen ist, gibt sich in der Einweihung dieser ersten Anstalt kund. Der Sultan zündete eigenhändig die Lampen an und er sowie sein Bezier stellten den Hülfbedürftigen die Gerichte vor.

Der Ottomane hat von seinem Standpunkt und in seinem Sinne nicht unrecht, wenn er behauptet, daß die Abendländer und Christen von Menschlichkeit nichts wüßten. Er übt Mildthätigkeit im weitesten Sinne als etwas Selbstverständliches und ohne jede Schaustellung; die Hülfbedürftigkeit verleiht in seinen Augen dem Bedürftigen heilige Rechte, ohne daß ihm sein Zustand die allgemeine Menschenachtung schmälern würde.

Als Ala-eddin-Pascha starb, folgte ihm sein Neffe, Suleiman-Pascha, der Sohn des Sultans, in der Würde des Bezierats. Der Paschatitel stand damals noch in hohem Ansehen; er wurde, wie man sieht, Prinzen von Geblüt beigelegt. Suleiman-Pascha zeigte sich als Kriegsheld seines Blutes würdig.

Aus der Regierungszeit des großen Sultans Murad I. ist der weise Greis Djendereli zu erwähnen, der unter dem Namen Hairedin-Pascha 18 Jahre hindurch als Großbezier amtierte und diese Würde in seiner Familie vererbte bis nach der Eroberung von Konstantinopel. Halil-Pascha, der damals strangulirt wurde, eröffnete den Reigen der Hin-

gerichteten. Die ursprüngliche Reinheit des aufstrebenden Ottomanenthums hatte bereits eine Trübung erfahren.

In den ersten Zeiten, da die Sultane noch herrschten und regierten, die Heere befehligten und dem Divan vorstanden, waren die Beziere deren Rätthe und Adjutanten. Wir finden unter ihnen beachtenswerthe Talente und geistige Charaktere, aber der Gehalt ihrer Individualität kann nach außen hin nicht zur Geltung gelangen; sie verschwinden vor der Größe ihrer Herren wie Sterne am hellen Tage. Nach der Hinrichtung Halil's blieb das Bezierat acht Monate hindurch unbesezt, ein Fall, der in den Annalen des Reiches nur zweimal vorgekommen ist. Mahmud-Pascha, ein Mann von hohen Verdiensten, der nach seinen eigenen Worten zur Pforte kam, ohne andern Besiz als sein Pferd, seinen Säbel und 500 Aspern in seinembeutel, wurde nach einer längern ruhmvollen Amtstrug, persönlicher Reibungen wegen, hingerichtet. Im Volke wurde sein Andenken als das eines Märtyrers geehrt.

Aus der Zeit Sultan Suleiman's des Großen müssen wir eines Beziers Erwähnung thun, der nicht sowol durch große persönliche Eigenschaften hervorragt, als durch die beispiellose Gunst, deren er sich erfreute.

Ibrahim-Pascha, Sohn eines Matrosen von Parga, also Unterthan Venedigs, wurde im frühesten Knabenalter von Korsaren geraubt und als Knabe nach Konstantinopel verkauft. Seine gewinnende Erscheinung, durch den Geschmack in der Kleidung gehoben, und sein lebhaft heiterer Geist ließen den Sultan auf ihn aufmerksam werden. Ibrahim wußte den Sultan durch sein seltenes musikalisches Talent und den Reiz seines Gespräches zu fesseln; eine umfassende Belesenheit und die Kenntniß von vier Sprachen

erhöhten die Annehmlichkeiten seines Umganges. Er war überdies ein gewandter Höfling, der mit großem Geschick zu schmeicheln verstand. Von seiner Art zu schmeicheln erzählt uns ein Hofchronist ein Beispiel. Der prachtliebende Monarch hatte die Beschneidung seiner Söhne mit einem bis dahin ungekannten Pomp gefeiert. Drei Wochen hindurch währten die Aufzüge, Schaustellungen, Athletenkunststücke und Waffenspiele und sonstigen Belustigungen. Die gesammte Bevölkerung war zu Gaste und wurde fürstlich bewirthet. Zur Würze der Lustbarkeiten stürmte sie hin und wieder im Angriff auf einen gebratenen Ochsen, aus dessen Weichen Katzen, Hunde, Schakale, Raben und sonstiges Gethier hervorstürzten und unter die ergözte Menge rasten.

Als Suleiman eines Tages diese epochemachenden Festlichkeiten mit seinem Günstling besprach, fragte er ihn:

„Was meinst du? Hat es je ein glänzenderes Fest gegeben?“

„Ja, o Sultan! meine Hochzeit; du kannst keine so glänzende Festlichkeit veranstalten.“

„Sieh da!“ entgegnete befremdet Suleiman.

„Ich habe den Padiſchah von Mekka und Medina, den Salomon des Jahrhunderts, zum Gast gehabt,“ fuhr Ibrahim fort.

„Sei gepriesen!“ rief Suleiman aus, „du hast mich an mich selber erinnert.“

Der Günstling war dem Gebieter bald unentbehrlich geworden, stieg rasch bis zum Bezierat und erhielt die Schwester seines Herrn zur Gemahlin. Die Vertraulichkeit zwischen Ibrahim und dem Sultan war bis zu einem solchen Punkt gediehen, daß die beiden ihr Mahl zusammen einnahmen, und um sich nie zu trennen, in demselben Gemach

schließen. Wenn Ibrahim seine Erhebung der Gunst verdankte, so war er doch bemüht, sie durch sein staatsmännisches Geschick zu verdienen; die Energie seines Charakters und eine durch 16 Jahre genährte Gewohnheit schienen seinen unbegrenzten Einfluß für die Lebensdauer gefestigt zu haben. Unerwartet stürzte ihn eine ungeschickte Aeußerung von Eitelkeit. Er nannte sich nämlich in einem Tagesbefehl an die Truppen „Serasker Sultan“. Unglücklicherweise für ihn hatte Suleiman einige Nächte vorher einen bösen Traum gehabt, der ihm den übermüthigen Günstling als gefährlich darstellte. Wochen vergingen, und die vertraulichen Beziehungen schienen keinen Abbruch erlitten zu haben; da fand man einmal in einer Ecke des Serails den allmächtigen Minister erwürgt. Daß die geliebte Gemahlin des Sultans, Rhasséfi Rhourem, die Hoxelane verschiedener Romane, beim jähen Sturz des Günstlings die Hand im Spiele gehabt habe, ist voranzusetzen. Sein Einfluß mochte dieser begabten, ehrgeizigen Frau im Wege stehen, wie seine Person ihrem Eidam Rustem-Pascha. Dieser zählt gleichfalls zu den bedeutenden Erscheinungen jener glänzenden Epoche. ●

Der düstere Mann, dessen Stirn nie ein Lächeln geglättet haben soll, war während seiner funfzehnjährigen Verwaltung emsig bemüht, den kaiserlichen Schatz zu füllen. Daß dabei manches Stück für ihn abfiel, erhellt aus dem Stande seiner Verlassenschaft. Sie bestand aus 815 Landgütern, 476 Wassermühlen, aus 2 Mill. Dukaten, ungeachtet das ungeprägte Gold und Silber, 32 feine Diamanten, zu 11,200,000 Aspern geschätzt, 5000 reichgestickten Raftanen, 8000 Turbanen, 1100 Mützen in Goldtuch, 2000 Panzerhemden, 2000 Harnischen, 1100 mit Steinen und Gold eingelegten Sätteln, 2000 Helmen, 130 Paar

Sporen, 760 Säbel, 1000 Lanzen, 800 Koran: alles in massivem Gold oder reich in Diamanten und andern Edelsteinen ausgelegt. Er hinterließ ferner 1700 Sklaven und Sklavinnen, 2000 Pferde und 1100 Kameele. Es ist dabei zu bemerken, daß Ruſtem-Paſcha keineswegs im Ruf unmäßiger Habſucht geſtanden hat.

Als das Reich den Zenith ſeiner Macht erreicht hatte und das Serailinnere der Hauptaufenthalt für die Sultane geworden war, erweiterte ſich die Bedeutung und Machtſphäre des Bezierats zur Alterego-Stellung. Die Beziere regierten das Reich und befehligten die Heere mit ſouveräner Machtvollkommenheit nach unten hin, aber abhängig von oben, wo an der Seite des Herrn, der, obſchon unſichtbar geworden, ſichtlich das Fatum repräſentirte, hin und wieder die weiße Hand der verſchleierte Odaliſke oder die aufgedunsene Larve eines Aethiopiers zum Vorschein kam. Ein anderer Cenſor war den Beziern in den Janiſcharenortas erwachſen. Aber zwiſchen der Schnur und dem Janiſcharenhandjar genoſſen ſie die Süßigkeiten der vollen Gewalt.

Die Vorſteher der verſchiedenen Departements, als der Keiſ-Efendi (für die auswärtigen Angelegenheiten) und der Deſterdar (für die Finanzen), waren ihnen gegenüber ganz untergeordnete Beamte; im geſamten Divan hatte nur Eine Stellung einige Selbſtändigkeit: es war die des Kapudan-Paſcha (Großadmiral); doch auch dieſe war dem Großbezierat, welches die geſamte Civil- und Militär-gewalt zuſammenfaßte, ſubordinirt.

Da die Beziere häufig auswärts beſchäftigt waren und anſtatt der Sultane im Felde ſtanden, amtierten für die Dauer ihrer Abweſenheit Bezieratsverweſer (Kaimaſam).

Welche Grundſätze bei der Wahl derſelben den hierbei

maßgebenden Einfluß der Großvezire bestimmten, erhellt aus folgender Pfortenanedote.

Zum Behuf der Wahl eines Kaimakam waren die Vezire der Kuppel zum Divan des Großveziers berufen worden, um ihre Ansichten darzuthun und gewissermaßen ihr Programm zu entwickeln. Die Paschas sprachen mehr oder weniger überzeugend und scharfsichtig über die öffentlichen Angelegenheiten und über die Fragen des Tages. Endlich kam die Reihe an einen hochbetagten Greis, der theilnahmlos die Kugeln seines Rosenkranzes zwischen den Fingern gleiten ließ.

„Nun, Pascha Vater?“ fragte der Großvezier.

„Ja, ich bin heute über den Markt geritten und war über den hohen Preis der Kirschen recht erstaunt, die müssen billiger werden.“

Ein Lächeln glitt über die Versammlung, und in den Reihen der Diener, die im Nebengemach athemlos gespannt der Entscheidung harrten, die auch für sie Emporkommen und Reichwerden bedeuten konnte, vermischten sich die Aeußerungen des Unwillens und die Seufzer der Diener des Alten mit den spöttischen „Maschallah“ der andern, noch immer zur Hoffnung berechtigten. Am nächsten Morgen wurde der Alte als Kaimakam installiert.

Ein Vertrauter wollte gesehen haben, wie er verschmigt lächelte, und gehört, wie er die Worte: „Das haben die Kirschen gemacht,“ in den weißen Bart murmelte.

Mit dem Niedergange des Reiches wuchs die Stellung der Vezire und unter der Hand einzelner leuchtete der Schimmer des Halbmondes noch hell und kräftig auf. Unter diesen ragt vorerst Muhammed-Sokolli hervor, den Suleiman seinem Sohn Selim II. hinterlassen hatte. Es mag be-

fremdlich erscheinen, daß wir, bei der glänzendsten Epoche des Ottomanenthums angelangt, von Niedergang sprechen, und dennoch.

Unter Suleiman, dem Prächtigen, dem weisen Gesetzgeber, dem siegreichen Eroberer, dem erleuchteten Gönner der Poesie und der Wissenschaften, den selbst abendländische Geschichtschreiber, und mit Recht, den „Großen“ nennen, streift der Beginn der Ekliipse an den Zenith des Ruhmes. Es war Suleiman, der gegen das Ende seiner Tage im Interesse des kaiserlichen Prästigiums den asiatischen Brauch angenommen hat, nicht mehr persönlich dem Divan vorzusitzen, der durch die Erhebung seiner Günstlinge ein verderbliches Beispiel gegeben, dem Einfluß des Harems das Thor geöffnet, die Käuflichkeit der Aemter eingeführt und die Ausschließung der Prinzen zum Regierungsgrundsatz erhoben hat.

Der Bezier Muhammed-Sofolli amtirte in einer Weise, daß die glorreiche Epoche des Prächtigen in die Regierungszeit seines bescheidener begabten Nachfolgers strahlend hinüberzuleuchten schien, wenn auch durch die Seeschlacht von Lepanto der ottomanischen Macht ein erster Schlag beigebracht worden war. Der Verlust glich nach dem von Sofolli gebrauchten Gleichniß „nur einem abrasirten Bart,“ und schon neun Monate später hatte die Energie des Beziers mit Benutzung der außerordentlichen Hülfsmittel des Landes eine neue Flotte von 250 Segeln ausgerüstet, und der bald darauf geschlossene Friede entriß den Christen alle Vortheile ihres Seesieges.

Die Eroberung von Cypern und Jemen und andere siegreiche Unternehmungen, die Vollendung der Brücke von Tschekmedje, der Riesenentwurf, den Don mit der Wolga zu verbinden, und dessen begonnene Ausführung, die Er

richtung verschiedener Akademien und Anstalten, sind Werke des Beziers, der sich beflissen zeigte, das System Suleiman's nach dessen bedeutender Seite hin fortzusetzen und seine Gedanken auszuführen.

Nach der Eroberung von Cypern wurden die Einkünfte der Insel den Großvezieren zugewiesen, deren Gehalt Sultan Suleiman seines Günstlings Ibrahim wegen schon früher von 10,000 auf 25,000 Piafter erhöht hatte. Muhammed-Sofolli fiel nach einer vierzehnjährigen Verwaltung unter dem Dolche eines Meuchelmörders.

Wir haben gesehen, daß in den Anfängen des Reiches die Bezierwürde einige Zeit hindurch erblich geblieben war. Noch einmal sollte sich diese Erscheinung wiederholen, und zwar vom 17. Jahrhundert bis ins 18. hinein. In der Familie Köprülü führten fünf Mitglieder das Reichsiegel, von denen vier zu den bedeutendsten Erscheinungen nicht allein ihres Landes, sondern ihrer Zeit überhaupt gerechnet werden müssen.

Das Reich war in raschem Niedergange begriffen, der Staatschatz verarmt, das Janitschaarenheer entartet, die Aufstände an der Tagesordnung, das kaiserliche Scepter zum Spielzeug der Intrigue geworden. Da wandte sich Sultan Muhammed IV. an Köprülü-Muhammed-Pascha, einen betagten, wegen seiner Fähigkeiten und seines eisernen Charakters hochangesehenen Mann, und berief ihn zur Uebernahme des Großvezierats. Köprülü, anstatt zuzugreifen, antwortete auf diesen Ruf mit Bedingungen: die Zeit sei ernst, er müsse unbeschränkt freie Hand haben. Der Sultan und die Walide fügten sich den Bedingungen, und Köprülü übernahm das Reichsiegel. Ein Anschlag der Orthodoxen gegen die Derwischklöster, der einige Tage nach seinem Amtsantritt ent-

deckt worden war, gab ihm Gelegenheit, zu zeigen, wie er es einerseits in solchen Fällen zu halten gedenke und wie er die Uebereinkunft deute, kraft welcher er die Verantwortlichkeit der Regierung übernommen hatte. Zwei Pascha's, Günstlinge der Valide, wurden ungeachtet der eifrigsten Fürbitten ihrer mächtigen Gönnerin enthauptet; ein Aufstand, der bald hierauf ausbrach, wurde im Blut von 4000 Empörern erstickt und ein griechischer Patriarch bei diesem Anlaß aufgeknußt. Bald wurde der Name des ottomanischen Conventsmannes nur mit Schrecken ausgesprochen. Während seiner fünfjährigen Verwaltung zählt man 30,000 Todesurtheile. Viele Große und selbst ein Schwager des Sultans verfielen dem Beil; und doch soll Köprülü nicht von Natur grausam gewesen sein, sondern die blutige Strenge als Regierungssystem geübt haben.

Aber nicht allein der Henker bekam zu thun, sondern auch das Heer. Köprülü, dessen unbegrenzte Energie seinem hohen Alter trotzte und einem körperlichen Leiden, welches ihn verzehrte, entriß den Venetianern Tenedos und Lemnos, unterwarf das rebellische Siebenbürgen, erstickte mehrere Aufstände in der Walachei und in Kleinasien und schlug die Russen aufs Haupt. Auch im Innern stellte er die Ordnung wieder her, insoweit dies bei der allgemeinen Entartung möglich war.

Auf seinem Sterbebette rieth er dem Sultan, den er dem entervenden Serailleben entrißen hatte, „sich keine Ruhe zu gönnen und die Truppen beständig in Athem zu halten, sich dem Einfluß der Frauen zu verschließen und keinen reichen Minister zu wählen.“ Auf die Bitte des Sultans, ihm als letzten Dienst seinen Nachfolger im Bezierat zu bezeichnen, nannte er seinen sechsundzwanzigjährigen

Sohn Achmed, dem er vom bekannten Historiker Kara Tschelbizade eine wissenschaftliche Bildung geben und welchen er bis zum Augenblick seiner Berufung zum höchsten Staatsamt unter den Ulema's (Schriftgelehrten) hatte wirken lassen, damit dieser nicht der Kenntniſſe entbehre, die ihm selber nicht zu Theil geworden. Achmed, obschon von Natur mildherzig, setzte das System rücksichtsloser Gerechtigkeitspflege im Sinne seines Vaters, wenn auch mit sanftern Händen, fort.

Er verfügte über ein vorzügliches Gedächtniß. Seine Intelligenz war breit angelegt, seine Auffassung von durchdringender Schärfe, sein Urtheil rasch zutreffend: es war ihm gegeben, auf dem kürzesten Wege die Wahrheit zu erfahren. Seine Unbestechlichkeit ging so weit, daß es genügte, ihm Geschenke anzubieten, um seiner Gunst nicht theilhaftig zu werden.

Seine Erscheinung, die durch eine schlanke Hochgestalt und regelmäßige Gesichtszüge ausgezeichnet war, wies eine Mischung von tiefem Ernst und mildem Entgegenkommen auf. Wenn er seine durchaus wohlwollenden Mienen hin und wieder zu einem düstern Ausdruck zwang, so geschah dies, um den Widerhaarigen zu imponiren. Er war wortkarg, aber wenn er sprach, war seine Rede von überzeugender Klarheit. Seine freundliche Höflichkeit war sprichwörtlich geworden.

Köprülü-Achmed-Pascha war ein Mäcen für Dichter und Gelehrte; die öffentliche Bibliothek ist übrigens das einzige Denkmal, welches ihn die kriegerisch unruhige Zeit, in welche sein Walten fiel, hatte errichten lassen. Von den kriegerischen Thaten, welche seinen Namen bei den Osmanen verherrlichen, ist vor allen die Eroberung Candias zu erwähnen, ferner jene von Raminiec und Lemberg in

Polen und die von Podolien, die Entgegennahme der Suzeränität über die Ukraine, die Auferlegung eines Tributs von 220,000 Dukaten an Polen. Seine glänzenden Siege bei Gran und Neuhausel in Ungarn ließen die türkischen Streifcolonnen bis nach Mähren und Schlesien eindringen. Wenn wir bei all diesen Bezieren ihre Stellung nach außen hin nicht berühren, so liegt dies daran, daß damals im kriegerischen und isolirten Ottomanenstaat die diplomatische Kunst im höhern Stil und insofern sie die Beziehungen zu den fremden Staaten betraf, wenig oder gar keine Beachtung fand, und erst mit dem offenkundigen Verfall der Macht in ihre Rechte tritt; bis dahin kam das politische Talent der Ottomanen vielmehr im Innern und den tributären Ländern gegenüber zur Anwendung.

In die Beziehungen Achmed's zu den Vertretern der christlichen Mächte gingen die Reibungen über, welche zwischen seinem Vater und der französischen Botschaft bestanden hatten, und deren Erbtheit die französischen Interessen auf das empfindlichste schädigte.

Als einst der französische Botschafter, Herr von Nointel, von Versicherungen der Freundschaft seines Königs überfloß, entgegnete ihm der Bezier lächelnd: „Es ist wahr, die Franzosen sind unsere traditionellen Freunde, nur finden wir sie überall in den Reihen unserer Feinde!“

Köprülü-Achmed-Pascha wurde im Alter von 41 Jahren vom Tode hingerafft, nachdem er 15 Jahre das Reichsiegel in einer Weise geführt hatte, die ihn beinahe einzig in der Geschichte seines Volkes dastehen läßt. Sein Tod wurde als ein Nationalunglück empfunden. Der Sultan gab seiner Hochachtung für den Verstorbenen dadurch Ausdruck, daß er auf die ihm gesetzmäßig zustehende Verlassenschaft Verzicht

leistete und sie ungeschmälert dessen Kindern überließ. Das Reichsiegel aber übergab er Achmed's Eidam und Jugendgefährten, Kara-Mustapha, der für das Amt, in welchem die beiden Köprülü so große Tugenden und Verdienste entfaltet hatten, wenig mehr als Hochmuth, Habsucht und Grausamkeit mitbrachte. Seine Eitelkeit und Prunksucht äußerten sich auf krankhafte Weise und litten empfindlich unter der Schaustellung anderer. Als der polnische Botschafter Guinski Palatin von Kulm mit einem Gefolge von 360 reichgeschmückten Reitern seinen Einzug in Stambul hielt und die silbernen Hufeisen der Pferde nur leicht anheften ließ, damit sich mehrere davon auf dem Wege verlieren konnten, was eine Vorstellung von dem Reichthum seines Königs geben sollte, rief Kara-Mustapha zornknirschend aus: „Dieser Ghiaur bedient sich silberner Pferdebeschläge und hat einen Messingshädel. Wenn er so viele Leute mit sich führt, um Stambul einzunehmen, so sind ihrer zu wenig, ist es aber um die Schwelle der erhabenen Pforte zu küssen, so sind ihrer zu viel beschmuzende Lippen. Uebrigens ist der Herr der Herren ebensowol in der Lage, 300 Polen zu ernähren, als 3000 von ihren Landsleuten, die auf seinen Galeeren rudern.“

So uneigennützig Köprülü-Achmed-Pascha gewesen war, so habgierig erwies sich Kara-Mustapha. Der niederländische Resident mußte von ihm für eine schwere Summe die Audienz und mit 30,000 Dukaten die Erneuerung der Capitulationen erkaufen. An Kantakuzene verhandelte er für 13,000 Ventel die Wojwodschast über die Walachei.

Die unbedeutenden Erfolge, die er hier und da im Felde errungen, verschwinden vor der Niederlage, die er

bei der Belagerung Wiens und unter den Mauern dieser Stadt erlitten hat.

Wien war trotz einer heldenmüthigen Bertheidigung verloren, wenn nicht die Habgier des Beziers, der in der Stadt beträchtliche Schätze vermuthete, ihn von einem Generalsturm zurückgehalten hätte, sodaß die vereinigten Armeen des Deutschen Kaisers und des Königs Sobieski zu ihrem Entsatz heranrücken und dem Halbmonde eine totale Niederlage bereiten konnten.

Uebrigens war es Kara-Mustapha vorbehalten, sich eben durch diese Niederlage im Gedächtniß der Nachwelt zu erhalten, gleich den besten, ja mehr als mancher der besten von seinen Vorgängern oder Nachfolgern. Seine zahlreichen Feinde, darunter die Schwester des Sultans, deren Gatten Ibrahim-Pascha er unter falschen Beschuldigungen als Schuldtragenden an der entscheidenden Niederlage hatte tödten lassen, erwirkten den Befehl zu seiner Hinrichtung, die in Belgrad erfolgte.

Die unter den beiden Köprülü so glänzend begonnene Regierungsperiode des Weidmanns Muhammed IV. bietet nun das Bild eines beschleunigten Verfalls; sie schließt mit der Absetzung und Einkerkierung des unglücklichen Monarchen, der, mag man ihn wie immer beurtheilen, dennoch das große Verdienst beanspruchen darf, daß er zwei bedeutenden Männern die Regierung übergab und sich durch nichts hatte bewegen lassen, sie in ihrem Walten zu hindern oder zu stören. Sein Bruder Suleiman II., der die Regierung unter unheilvollen Zeichen antrat, erhob endlich Köprülü-Mustapha-Pascha, den Bruder des großen Achmed, zum Bezierat. Eine sofortige Regelung der Finanzen und Abgaben waren seine ersten Thaten und ein Sieg über die

Christen bei Kossowa bezeichnete den Bezieratsantritt des dritten Köprülü. Später schlug er die kaiserlichen Truppen in Ungarn und ernannte Tekeli zum Fürsten von Siebenbürgen. Durch seine umsichtige Toleranz den Christen gegenüber errang er noch größere Vortheile für den Staat als durch die Waffen.

Sein eigener Ausspruch mag seine Verwaltung charakterisiren: „Seht die Folgen der Toleranz! Ich habe die Macht des Padiſchah gemehrt und Menschen, die seine Regierung haßten, gezwungen, sie zu segnen.“

Er regelte den Münzfuß und ließ die überflüssigen Werthgefäße des Serails schmelzen, desgleichen die seines eigenen Hauses, welche er durch Kupfergeschirre ersetzte.

Als der französische Botschafter ihn bewegen wollte, dem Prinzen von Oranien die Anerkennung als König von England zu verweigern, entgegnete er: „Die Ottomanen, die mehr als einmal ihre Sultane abgesetzt haben, können andern Nationen nicht das Recht bestreiten, ihre Fürsten zu wechseln.“

Er wurde beim Ableben Sultan Suleiman's von dessen Nachfolger Achmed II. in seiner Würde bestätigt. Sultan Achmed soll mit seltener Bescheidenheit erklärt haben: „Ich überlasse Köprülü die unbeschränkte Sorge für den Staat, aus Furcht, daß meine Einnengung verderben könnte, was seine Weisheit schafft.“ Dieser Minister, dem die Ottomanen den Beinamen „Fazıl“ (der Tugendhafte) beilegen, fiel, den Säbel in der Faust, in der Schlacht von Salanzen (1691), die mit seinem Fall verloren ging. Der Verlust der Schlacht war für das sinkende Reich kein härterer Schlag als der Verlust dieses Mannes.

Der vierte Köprülü, Hussein-Pascha, ein Vetter des

tugendhaften Achmed, wurde von Sultan Mustapha II., der sich wieder als würdigen Erben der großen Sultane aus der Anfangsepoche bewies, zum Bezierat berufen; es war nach der unglücklichen Schlacht bei Zenta. Hussein machte sich sogleich daran, den Finanzen aufzuhelfen. Es gelang ihm ferner, mittels kleiner Vortheile, den Muth der Truppen aufzurichten und der Energie des Sultans hinsichtlich der Vorbereitungen für einen neuen Feldzug förderlich an die Hand zu gehen. Dennoch begriffen beide, daß das tieferschöpfte Reich des Friedens bedürfe, und dieser wurde denn auch im Jahre 1699 zu Karlowitz vereinbart und geschlossen.

Es ist hier nicht am Plage, uns des weiteren in politische Betrachtungen über diesen Friedensschluß zu ergehen, der in der Geschichte einen bedeutsamen Abschnitt für die Stellung des Osmanenstaates darstellt. Wenn die Schlacht vor Wien die erste entscheidend nachwirkende Niederlage für die Janitscharenmacht bedeutet, die bis dahin trotz aller innern Fäulniß und Zerrüttung und ungeachtet verschiedener Rückschläge und Mißerfolge noch immer nach vorwärts drängte, so ist der Friede von Karlowitz die erste officiële Kundgebung der gänzlich veränderten Verhältnisse. Der Schreck, den der bloße Name der unbezwingbaren Ottomanen über zwei Jahrhunderte hindurch in den christlichen Ländern verbreitet hatte, ist protokollarisch auf die Kinderstube verwiesen, und auch dem unbewaffneten Auge wird jetzt die Verdunkelung des Halbmondes offenbar.

Hussein-Pascha, den die Ottomanen den „Weisen“ nennen, zeigte sich seines Namens und seiner Vordern würdig. Die Zeiten verhinderten ihn, Großes zu schaffen, und er mußte seine Fähigkeiten zur Flickarbeit verwenden. Er

ordnete manches in der Verwaltung, beßerte die Disciplin und die zerrütteten Finanzen, regelte die Seegeſetze und milderte die Lage der Chriſten. Doch das Feld, welches er bebauen ſollte, war ſchon zu ſehr von Unkraut überwuchert, und er fand bei ſeinem Gebieter nicht dieſelbe Unterſtützung, wie die erſten ſeines Hauſes bei den ihren gefunden hatten. Die Ungunſt des Sultans verkündete ſich in verſchiedenen Zeichen, biß ſie in der Hinrichtung von Huſſein's Neffen Ali-Bei, der beſchuldigt worden war, zu einer Sultane in heimlichen Beziehungen zu ſtehen, ihren vollſten Ausdruck fand. Huſſein, tief bekümmert und auch körperlich leidend, erbat ſeine Entlaſſung und ſtarb einige Tage nachher auf ſeinem Landgute bei Silivri (1702).

Der letzte Bezier aus dieſer ruhmreichen Familie war Köprüli-Noman-Paſcha, ein ehrenwerther, toleranter und thätiger Mann, der aber im Detail der Arbeit den Ueberblick verlor. Er kehrte vom erſten Staatsamt auf den Poſten eines Statthalters für Negroponte zurück, den er bereits früher innegehabt hatte.

Indem wir die Staatsmänner aus dieſer merkwürdigen Familie zum Mittelpunkt unſerer Beſprechung gemacht haben, glauben wir auch die hervorragendſten Perſönlichkeiten aus der Gruppe von ungefähr 250 Bezieren, die ſeit Ala-eddin das Reichsſiegel geführt, beachtet zu haben.

Die Köprüli waren die einzigen Bezire, deren Familie dem Begriff abendländiſcher Ariſtokratie entſpricht. Im allgemeinen war dieſes höchſte Staatsamt von Männern niederer Geburt und oft von ehemaligen Sklaven eingenommen. Die Standesgeburt hatte bei den Ottomanen gar keinen Werth, und galt einzig für das Regentenhaus und

die Tatarenkhanen der Krim, die als seine Seitenlinie betrachtet wurden.

Wenn die zwei ersten Köprülü, die eine Stellung einnahmen, wie ungefähr jene der Majordomus unter den Karolingern war, sie nicht gleich ihnen als Stufe zur höchsten Macht zu benutzen strebten, so liegt dies wol vornehmlich an den osmanischen Grundgesetzen und an der Anschauungsweise, daß nur eine Sprosse der Dynastie Osman den Thron einnehmen dürfe.

Die Geschichtsblätter der Epoche nach den Köprülü bis zur Reform sind unerquicklich, trotzdem die Sultane Mahmoud I., Osman III., Mustapha III., Abdul-Hamid und Selim III., jeder in seiner Art, gutbegabte, wohlstrebende, ja edle Fürsten waren, deren Unglück es wollte, daß sie in einer verkommenen Zeit regieren sollten. Das Reich war krank, und sie fanden weder die nothwendige Unterstützung in ihrer Umgebung, noch auch das Verständniß im Volke, um ihre reformatorischen Pläne durchzuführen. Die Beziere sind für die Geschichte unbedeutend, und so wollen wir nur noch einen erwähnen, der als heldenhafter Charakter, wegen seines tragischen Schicksals und gewissermaßen als Vorläufer der Reform beachtenswerth erscheint. Es ist dies der Bairakdar (Fahnenenträger) Mustapha-Pascha. Mustapha, Sohn eines armen Bauers, warf den Spaten von sich, um mit Pferden zu handeln. Gelegentlich trat er als Soldat in die Dienste des Paschas von Silistria und schwang sich rasch zum Führer empor, bis der Reformator Selim III. dem tüchtigen Manne das Paschalik verlieh. Selim wurde wegen seiner Reformbestrebung gestürzt und in Gefangenschaft verwahrt. Von nun an hatte der treue Bairakdar keinen andern Gedanken, als seinen geliebten Herrn und Wohlthäter zu befreien.

Der Janitscharenhauptling Kabattschi=Dglu war für die Reaktionsminister des neuen Sultans vom Verbündeten bald zum lästigen Tyrannen geworden. Der Bairakdar trat mit ihnen in heimliche Verbindung, um sie, wie er vorgab, vom Uebermuth des Janitscharen zu erlösen. Es wurde verabredet, daß er sich vorerst mit einem Gefolge von 4000 Leuten nach Adrianopel begeben solle. Ein Vorwand war bald gefunden und der Bairakdar erschien. Aber den 4000 folgten 13,000 andere. Das war gegen die Verabredung, und die Minister zeigten sich beunruhigt. Der Bairakdar, ebenso schlau als verwegen, wußte ihr Bedenken einzuschläfern: es solle ja dem gemeinschaftlichen Feinde, dem Kabattschi=Dglu, gelten, und der Großvezier stellt den Ferman für dessen Hinrichtung aus. Das verwegene Unternehmen glückt durch Ueberraschung, und nach einem heftigen Kampfe, welcher dem Tode des Kabattschi=Dglu folgt, ziehen die Truppen des Bairakdar in das wehrlose Konstantinopel ein. Der Bairakdar wirft sich demüthig zu den Füßen des erschrocken Sultans Mustapha nieder und bittet um Vergebung für das, was er ohne seinen Befehl im Interesse des Staates gethan. Der Sultan, der für Thron und Leben gezittert hatte, war über diese Wendung hoch erfreut und gewährte die Absetzung des Musti und die Auflösung der Truppen, die der Großvezier und der Bairakdar erbeten hatten, und zeichnete diesen auf alle erdenkliche Weise aus. Bairakdar, der in Ergebenheitsversicherungen zerfloß, erklärte, den Rückweg antreten zu wollen, sobald seine Truppen, die vor der Stadt ein Lager bezogen hatten, etwas ausgeruht wären. Der Sultan, getäuscht und beruhigt, gab sich nun wieder seinem Gang für die Jagd und sonstige Vergnügungen hin. Unterdessen arbeitete der Bairakdar im

Stillen am Gelingen seines eigentlichen Planes. Eines Tages unternahm der Sultan am frühen Morgen einen Ausflug nach Giöfju. Der Bairakdar lud den Großvezier in sein Lager ein, wichtiger Mittheilungen wegen. Da warf der Bairakdar die Maske ab, ließ den betretenen Vezier verhaften, ihm das Reichsiegel abnehmen, und zog mit seinen Truppen in Stambul ein. Die Bevölkerung, in der Meinung, der Friede mit Rußland sei geschlossen worden, jubelte ihnen zu, und die Janitscharenposten beim Hauptthore des Palastes, welche die Heilige Fahne erkannten, gewährten dem Pascha mit seinem Gefolge Eintritt in den ersten Hof. Das innere zweite Thor aber war verschlossen. Der Bairakdar ließ mit Athrieben daran pochen. Bitternd erschien auf der Mauer der oberste der weißen Eunuchen und fragte den Pascha nach seinem Begehr.

„Laß öffnen! Wir bringen die Heilige Fahne zurück!“

Bähneklappernd erwiderte der Eunuch: „Das Thor wird nur auf Befehl des Sultans Mustapha geöffnet.“

„Glender Sklave! Hier befiehlt Sultan Selim und kein Mustapha. Deffnet, oder euere Köpfe den Raben.“

Der befehlende Ton des Bairakdar, die unbeugsame Energie, die aus seinem Wesen sprach, warf Verwirrung und Todesangst unter das Hofgesinde. Automatenmäßig gingen die Rathlosen daran, sich dem Gebot des Furchtbaren zu fügen — da erscheint Sultan Mustapha. Seine Mutter hatte ihn benachrichtigen lassen, und er war durch ein nicht abgesperrtes Seitenpförtchen ins Serail gelangt. Er ließ dem Bairakdar sagen: „Man suche nach Sultan Selim und er werde sofort erscheinen;“ inzwischen hatte er die Eunuchen mit dem Todesbefehl abgesandt, der nach einem furchtbaren Kampfe mit dem athletischen Selim vollzogen wurde. Nun

befahl Mustapha: „Gebt dem Pascha von Silistria seinen Sultan Selim, nach dem er begehrt.“

Das Thor wird geöffnet, der Bairakdar dringt ein — vor ihm liegt eine Leiche. Wie ein Kind weinend wirft sich der stolze Mann über die leblosen Reste seines Selim. Doch der Kapudan-Pascha ruft den Verzweifelnden zum Bewußtsein: „Auf, Bairakdar, laß uns nicht wie Weiber weinen, sondern den Todten rächen und seinen Better Mahmud retten!“ Der Palast wird durchstürmt, und der kleine Mahmud, den die Henter Mustapha's suchen, vom Bairakdar glücklich entdeckt. Mahmud wird sofort als Sultan proclamirt, der Bairakdar zum Bezier ernannt und Mustapha in das Gefängniß des ermordeten Oheims geworfen. Der außerordentliche Pomp, der bei der Beerdigung des unglücklichen Selim entfaltet wurde, ward durch die Theilnahme desselben Volkes erhöht, das den Lebenden geschmäht und dem Regierenden geflucht hatte, um den Hingeschiedenen zu beweinen, und durch die zahllosen Racheopfer verdüstert, die der neue Bezier den Manen seines geliebten Herrn darbrachte. Bei seiner Installation grinsten 33 Köpfe von der Pforte des Serails, nicht zu gedenken der heimlich hingerichteten Frauen und der öffentlich erschlagenen Janitscharen.

Eine Woche später, gelegentlich der Schwertumgürtung Sultan Mahmud's, erhoben die Feinde des Bairakdar ihre ersten Anklagen gegen das Idol des Tages. Er war zur Feierlichkeit mit einem Gefolge von 300 bewaffneten Albanesen erschienen, während bei festlichen Anlässen niemand bewehrt erscheint und selbst die Janitscharen nichts als weiße Stäbe führen.

Der Bairakdar beeilte sich, die reformatorischen Pläne

Selim's aufzunehmen. In einem großen Rathe, zu welchem alle Provinzgouverneure berufen worden waren, wurde die Reform des Janitscharenheeres decretirt und mittels Fetva des Mufti geheiligt. Radi-Pascha, unter Selim Befehlshaber der „neuen Truppen,“ führte dem Bezier 3000 Mann Unterstützung zu.

Der Erfolg, der alle seine Maßnahmen bis jetzt begleitet hatte, ließ ihn die frühere Klugheit und Mäßigung beiseitesetzen, was die Zahl seiner Feinde beträchtlich vermehrte. Das Janitscharenheer sah in ihm sein Verderben, die Ulema erbitterte die Mißachtung, die er für diese mächtige Gemeinschaft an den Tag legte, der Hof fühlte seinen Einfluß beeinträchtigt und der Sultan selbst fing an, unter dem übermüthigen Auftreten seines Retters zu leiden.

Es wird dies um so begreiflicher wenn man erwägt, daß der Bairakdar damals in einer von ihm berufenen Versammlung muhammedanischer Notablen die Beschränkung der Sultansgewalt, also eine Art Repräsentativsystem, als Regierungsgrundsatz aufstellte. Der Sekretär, welcher das diesbezügliche Dokument verfaßt hatte, mußte später die Eitelkeit, seinen Namen beizusetzen, mit dem Kopfe büßen.

Der Bairakdar, gestützt auf 20,000 blindergebene Krieger, die er um seine Person behalten hatte, ließ den Haß klaffen und verfolgte, unbekümmert um die Gegnerschaft der Großen und Kleinen, seine Entwürfe. Er hielt sich für berufen, das Reich neu zu gestalten, und vertraute auf seinen Stern. Offen war ihm schwer beizukommen, so versuchten es seine Feinde auf eine andere Weise. Sie veranlaßten den Ajan von Philippopol in Mustapha's Gouvernement Silistria einzufallen. Der Großbezier ging in die Falle und entsandte gegen den Ajan seine Truppen bis auf

6000 Mann, die er zurückbehielt und die in verschiedenen Vierteln Stambuls Quartier hatten. Sobald er derart geschwächt war, verdoppelten seine zahlreichen Feinde ihre Anstrengungen, um in der Menge den Haß zu mehren, welcher die frühere Neigung für den Bezier verdrängt hatte. Die Warnungen seiner Freunde schlug der Bairakdar als Bedenken der Kleinherzigkeit in den Wind.

In den letzten Tagen des Rhamadan brach der Aufstand endlich los. Der Kampf war furchtbar und hartnäckig; ein beträchtlicher Theil der Stadt ging in Flammen auf.

Der Bairakdar wurde nach einem erbitterten Kampfe durch die Uebermacht erdrückt und zum Rückzuge in einen befestigten Thurm des Serails gezwungen. Die Janitscharen forderten mit wüthendem Geschrei Sultan Mustapha, um ihn wieder auf den Thron zu erheben. Der Bairakdar warf ihnen die Leiche des Verlangten zu. Dieser Anblick stachelte die Anstürmer zur Raserei. Sie legten Feuer an den Thurm und drangen auf ihren sie verhöhnenden Todfeind ein. Als er sich verloren sah, schleuderte er eine Fackel in das Pulvergewölbe und riß fallend, seine Bedränger in den Tod.

Der Bairakdar ist ein echt dramatischer Held, den die Geschichtsmuse gedichtet. Er gelangt durch große Eigenschaften empor, wird vom Glück auffallend begünstigt und findet im Vertrauen auf dieses Glück und in einer heldenhaften Selbstüberschätzung seinen Untergang, aber im Fall noch rettet er die Reformidee, der er sich geweiht hatte. Der Bairakdar war der letzte Vicekaiser in der vollen Bedeutung des Wortes.

Mit ihm wollen wir die Bezierreihe beschließen, die wir mit dem weisen Ala-eddin begonnen haben. Gar

Mancher unter ihnen erscheint uns als ein nothwendiges Correctiv für die Unfähigkeit des nominellen Gebieters.

Unter Sultan Mahmud's späterer Regierung wurde das Großvezierat für einige Zeit gänzlich aufgehoben. Es ward zwar wieder hergestellt, aber mehr dem Namen nach, als in der That, denn die Bildung eines Cabinets mit getrennten Fachministerien nach abendländischem Vorbilde beschränkte die Altterego-Stellung immer mehr auf die Attribute der Ministerpräsidentschaft.

Der ottomanische Parnas.

Orient und Poesie — Morgenland und Romantik! Das stellt sich uns als so selbstverständlich zusammengehörig dar, wie Beduine und Pferd, wie Karavane und Kameel.

Der Orient erscheint uns poetisch bis in seinen Schmutz und in seine Lumpen, romantisch bis in seine Gewebe und Stickereien, Farben und Wohlgerüche. Wer da erzählte, daß im Orient stets in Versen gesprochen würde, wie das in einigen Gegenden Südfrankreichs bei festlichen Anlässen geschieht, und daß die Bettler in gereimter Sprache betteln, dürfte der herkömmlichen Vorstellung kaum Gewalt anthun.

Der Orient mit seinen wolkenlosen Tagen, von würzigen Briesen durchhaucht, mit seinen lauen Nächten, von goldigen Sternen durchleuchtet, der Stammboden traumhaften Wachens und phantastischer Haschischträume, die Heimatherde weißer Derwische und räthselhafter Kalender, verkleideter Bezire und umgitterter Odaliskén, das Fabelreich der Djins und Peris, die halbverschleierte Sphinx, das gelobte Land der Geheimnisse und Märchen, das Eldorado der Sinne, das Capua der Phantasie: der Orient erscheint uns noch eigentlich als eine letzte Zuflucht für die gehegte, zersekte, veragiote Poesie.

Und in der That würde dies unbedingt der Fall sein,

wenn die Großartigkeit, die Gewalt der Natureindrücke die poetische Ader ebenso zur Thätigkeit anspornen würden, wie sie das Auge und die Phantasie des bildenden Künstlers anregen müssen.

Im Orient wird alles zum farben gesättigten, charakteristischen, mitunter zum mächtigen Bilde, das Lied aber findet unter den mondbeglänzten Linden, im Säuseln des Westwindes, am Ufer des Mühlbächleins, ja selbst unter der einförmigen Pappelallee eine bessere Stätte als unter den Palmen und Platanen, unter dem Gluthhauch des Sirokko und am meergepeitschten Felsstrand der orientalischen Natur.

Selbstverständlich ist hier vom typischen und nicht vom geographischen Orient die Rede.

Doch ein Rückblick auf die Ueberschrift erinnert mich, daß hier weder vom Orient als Stimmungswecker die Rede sein soll, noch auch von seinem schöngeistigen Wirken, sondern vielmehr von der ottomanischen Dichtung im Besondern.

In vielen Fällen zwar werden sich die Begriffe orientalisches und ottomanisches wenigstens äußerlich decken und so dem Cabinetstil entsprechen, wenn er mit dem erstern das letztere bezeichnet; denn der Islam hat allen seinen Bekennern, gleichviel welches Stammes sie sein mögen, das Gepräge einer gewissen Familienähnlichkeit aufgedrückt. Selbst das alte Iran hat trotz seiner glänzenden vorislamitischen Geschichte und seiner frühern Kultur den uniformirenden Einfluß des islamitischen Arabiens erfahren müssen, und das Osmanenthum vollends entsteht und entwickelt sich unter demselben. Ein bezeichnender Unterschied zwischen dem Islam und dem Christenthum, welches niemals die nationale Individualität absorbiert hat, selbst nicht während der Machtblüthe der Tiara.

Die gesammte Bildung der Ottomanen, ja selbst ihre heutige Sprache entstand unter dem Zeichen des Buches, und mag nun ihren Vorfahren auch als Oghusen, Ghusen oder Runen ein Hauch von chinesischer Kultur angefliegen sein, von der ihnen zugemutheten Stammverwandtschaft ist ihnen nicht viel anderes geblieben, als gewisse grammatikalische Fügungen und der Kara giöz, ein Abklatsch des chinesischen Schattenspiels.

Wo ihre Kultur nicht rein arabischem, d. i. religiösem Einfluß entstammt, schöpft sie doch an arabisch-persischen Quellen; der byzantinische Einfluß blieb scheinbar vermöge der Glaubensverschiedenheit ausgeschlossen, äußerte sich aber doch auch in äußeren materiellen Einrichtungen, die er dem Sieger aufdrängte. In der Dichtkunst verhält sich der Ottomane zum Perser und Araber wie ehemals der Römer zum Hellenen; desgleichen in der Schönschreibekunst (denn auch diese wird unter die Künste gerechnet), in der Briefstellkunst und in der Tonkunst, obschon er sich hier etwas selbständiger erweist. Das Wesen der ottomanischen Dichtkunst beruht nicht auf dem Naturell, sondern auf der conventionellen Formel, nicht auf dem unmittelbar Empfundnen, sondern auf dem mittelbar Vorbereiteten, nicht auf dem Impuls der Aufregtheit oder künstlerischen Stimmung, sondern auf dem gesucht Bezweckten, es ist weniger aus dem Innern nothwendig hervordrängende Schöpfung, als beabsichtigte Nachahmung.

Die persische und namentlich die arabische Poesie mögen theilweise als Natur- und Volkspoesie gelten, die ottomanische beginnt mit religiös-didaktischen und mystischen Zierblüthen und pflanzt sich als Hof- und Kanzlei-Treibhauspflanze fort. Selbst die Sprache, in der sie gepflegt wird, ist ein be-

sonderes Idiom, das der Masse des Volkes unverständlich bleibt.

Ist nun zwar in Deutschland z. B. die Poesie auch eine Zeit lang höfisch gewesen, so ist sie hier endlich doch zu den Städten niedergestiegen, wo der unter welscher Anregung gebildete Minnesang zum kunstmäßigen Meister sang überging, während die ottomanische Dichtkunst unverändert höfisch und mit einem stark religiösen Beigeschmack gesättigt geblieben ist.

Diese Hof- und Kanzleinatur der ottomanischen Dichtkunst bringt es mit sich, daß ihre Entwicklung und Blüthe mit jener des Reiches zusammenfällt, ja von ihr bedingt erscheint; sie ist der Ausdruck der geistigen Bildung und das Spiegelbild des Zustandes der Humanität im engen Rahmen der maßgebenden Gesellschaft. Wohlverstanden bezieht sich diese Blüthe und Entwicklung nicht sowol auf ihr inneres Wesen, als vielmehr auf die Zahl der Erscheinungen und auf äußere Umstände, welche sie gefördert haben. Keiner der ottomanischen Dichter tritt aus dem Kreise der theologischen Weltanschauung in den weitem der humanistischen hinaus.

Keine Lyrik ist im Garten ottomanischer Dichtkunst äußerst spärlich vertreten, und bei dem Umstande, daß das weibliche Geschlecht aus der Gesellschaft verbannt ist und der Begriff Minne kein Verständniß findet, fehlen auch der romantischen Lyra die zartesten Saiten.

Der Mensch findet in der orientalischen Kunst überhaupt wenig Beachtung, das rein Menschliche ist auf ein Minimum beschränkt. Die rein seelische Stimmung und der Gefühlskonflikt fehlen in der ottomanischen Poesie gänzlich.

Das ottomanische Wesen entbehrt im Allgemeinen der

Innerlichkeit, und so sehr es dem Genuß der Natur auch einen lebhaften Sinn entgegenbringt, so bleibt doch seine Empfindung dafür vorwiegend sinnlich. Zu einer Durchempfindung, Verdichtung in unserm Sinne erhebt sie sich fast nie und nirgends.

- Daß die Art der Natureindrücke zu diesem Zustande beitrage, halte ich für nicht unwahrscheinlich. Der Mittelpunkt für das geistige Leben war und ist Konstantinopel. Ich kenne nun keine Gegend, die so wenig zum geistigen Schaffen anregt als das herrliche Gestade des Bosporus; die Sinne werden dort gesättigt, die Phantasie wird verhindert, sich aus dem Zustande eines wonnigen Halbwachens, den der Ottomane mit „Keif“ bezeichnet, zu befreien; der Gedanke, anstatt sich zur Thätigkeit zusammenzufassen, zerseht sich, und seine Atome zerfließen in der Atmosphäre einer Art sinnlicher Mollempfindung.

Erinnerung und Sehnsucht, diese beiden Weckerinnen lyrischer Empfindung, sind nach Landesitte verschleiert, und die Gegenwart zwingt als schmeichelnde Odaliske den Sinn, sich dem Genuß des Augenblicks hinzugeben. Die Beschaulichkeit wird leicht zur Träumerei, ohne bestimmten Gegenstand, und die verschwommenen Bilder, die sie uns vor Augen führt, bannen uns in so süßer Weise, daß darüber die zum Schaffen nothwendige Objectivität verloren geht.

Der ottomanische Dichter ist in erster Reihe ein Verskünstler und Reimer. Die Form des Gedichtes ist ihm wichtiger als der Gehalt; die Wendung steht ihm höher als der Gedanke, das Bild gilt ihm mehr als die Empfindung. Die Phantasie, die in allen orientalischen Dichtungen vorherrscht, streift bei ihm leicht an das Groteske und die grelle Farbe, übermäßig aufgetragen, deckt oft die Zeichnung,

Die Phantasie des Arabers ist beflügelt, die des Ottomanen schreitet einher mit schwerbeschuhtem Fuß; die erstere brütet „Fata-Morganas“ aus, die letztere chinesische Gärten. An Gemüthstiefe und höherer Gestaltungskraft fehlt es zwar auch dem semitischen Wüstensohn, dessen Hauptstärke auf poetischem Gebiet, die scharfe Beobachtung, der Ausdruck der augenblicklichen Stimmung und namentlich das haarspalterische Verstandes- und Witzspiel, — das Epigramm ist.

Die ottomaniſche Dichtung ist reich an Kunstarten; sie hat diese, sowie die prosodischen und metrischen Formen, und natürlich auch die Bezeichnungen von den Arabern übernommen, die sie ihrerseits dem Hause der Wüste entlehnen. Poesie heißt schiir (härenes Zeug), ganz so wie bei uns „Dichtung,“ „Verdichtung,“ jedes Distichon beist (Zelt).

Die Hauptformen sind: Die Kassidet (Gelegenheits-, Zweckgedicht), das Ghafel, in welches die Scherki oder Türki (Gassenhauer) fallen, das Mesnewi (Doppelgereimte), die Terdshii (eine Art von Redondillas), das Tesmin (Glosse), das Rubijat (Quatrains oder Vierzeilige), das Mokataat (Bruchstücke aus den beiden erstangeführten Arten), das Moserredat (vereinzelte Distichen), das Mimaa (Räthsel), das Laghs (Logogryphon), das Maklub (Akrostichon), endlich der Tarich (Chronogramm).

Der Tarich (die Zeitbestimmung) darf dem Schluß keines Gedichtes fehlen. Die Buchstaben zeigen das Datum an, nach dem ihnen beigelegten Zahlenwerth.

Daß nach orientalischem Grundbegriff die Zeitbestimmung zugleich die Geschichte bedeutet, mag die Art der Geschichtsschreibung kennzeichnen, die eben hauptsächlich Datensammlung ist.

Bei der Ghafelform ist es unerläßlich, daß der Dichter

seinen Sängernamen einschalte; das Mesnewi endigt mit dem Dichterselbstlob. Die Anforderungen der ottomanischen Prosodie an das Silbenmaß sind weniger streng als die der persischen, welche ihrerseits hinter dem Rigorismus der arabischen weit zurückstehen. Die Abwechselung von Vers und Prosa findet bei erzählenden Gattungen häufig Anwendung. Unter den beschreibenden Gedichten nimmt die Gattung Schehrengis (Stadtaufruhr) den ersten Rang ein; sie schildert einen Vorfall, eine Person, oder Eigenschaften derselben, welche die Aufmerksamkeit der Stadt verdienen. Divan (Genienversammlung) heißt eine Sammlung lyrischer Gedichte; die persische Bezeichnung Name (Buch) wird den historischen beigelegt, aber auch der Vereinigung beschreibender Gedichte, welche den Divanen beigelegt sind: z. B. das Buch des Schenken, das Buch der Freude, des Rathes u. s. w.

Wenn man die ältern westtürkischen und seldschukischen Sprachdenkmale unberücksichtigt läßt, so eröffnet zu Beginn des 14. Jahrhunderts Maschid-Pascha (gest. 1332) den Reigen der Dichter mit einem größern mystischen Gedicht, welches ersichtlich die Einwirkung persischer Scheichs und Dichter bekundet. Da wir durchaus nicht beabsichtigen, die respectable Zahl von zweitausend und einigen hundert Dichtern, von denen Proben erhalten sind, namentlich aufzuzählen, noch eine ottomanische Literaturgeschichte zu versuchen, so sei hier nur jener gedacht, die gewissermaßen als Meilenzeiger auf der großen Straße, und als Vertreter der verschiedenen Epochen angesehen werden können.

Maschid-Pascha war ein weiser Derwisch aus dem Orden der Mewlewi (die Drehenden), welcher einige Dichter und als bedeutendsten den Stifter des Ordens selbst, den hochberühmten Dschelaleddin Rumi aufweist. Der Titel Pascha,

den er führt, hat hier nicht die Bedeutung des politischen Ranges als Bezir des Staates, sondern als Bezir im Reiche der Geister. In diesem Sinne finden wir viele Dichter, als Scheikh, Emir, Hümkar (Monarch), Schah, Sultan betitelt, und hier wiederholt sich, was wir bereits beim Dichterselbstlob bemerken konnten: die besrachten Musesjünger sind überall im Nachtheil gegen ihre Collegen im Raftan; sie müssen sich mit seltenen Ausnahmen auf mündliches oder vertraulich schriftliches Selbstlob beschränken und sich, wenn es hoch kommt, mit einem Hofrathstitel oder mit einem adelnden Ritterkreuz begnügen.

Wir werden weiter sehen, wie sich die Wagschale der Vorthteile immer mehr zu Gunsten der Morgenländer senkt. Naschid's dichterisches Schaffen fällt in die Regierungsepoche des weisen Sultan Orchan, des Ruma der Ottomanen.

Welcher Geist den werdenden Osmanenstaat befeelte, dafür mag ein Lobgedicht Naschid's an die Kultur zeugen, aus welchem wir der Seltfamkeit halber einige Verse herausgreifen wollen:

Alle Formen, welche leer,
Sind ein Körper ohne Seele;
Aller Anbau in der Welt
Stellet vor die Weltenseele.
Durch Kultur wird Welt belebt,
Bleibt sonst Form nur, seelenlose.

Wissenschaft, der Seele Hand,
Ist die Seele aller Seelen,
Ohne Wissenschaft ist todt
Und Gestorbnen gleich die Seele.
Durch die Wissenschaft beherrscht
Menschenseele die Sultane,
Ohne Wissen Leben fehlt,
Dieses ist ein Wort der Wahrheit.

Nun herrschte bis zur Eroberung von Konstantinopel die mystische und religiös-didaktische Strömung vor. Dieser Zustand scheint ein Analogon zur Epoche der Klosterliteratur darzustellen, die vor und zu Beginn der Renaissance einen Hauptantheil an der schöngeistigen Bewegung im mittelalterlichen Deutschland hatte. Aber auch hier werden uns, sobald wir näher blicken, die wesentlichen Unterschiede sogleich in die Augen springen. Vor der Klosterliteratur hatte die nationale Volksdichtung schon eine beachtenswerthe Thätigkeit entwickelt und neben ihr wirkten die Laien selbständig schöpferisch, während hingegen die gleichfalls auf Nachahmung gegründete Derwischliteratur die Thätigkeit der damaligen ottomanischen Dichtung ausschließlich darstellt. Unter Mohammed I., der als Herrscher den Reigen der Sultan-Poeten eröffnet, erscheint der Dichter Scheichi mit dem romantischen Liebesepos „Chosrew und Schirin.“ Scheichi war Augenarzt.

Nach dem zu urtheilen, was die zeitgenössischen Dichter von seiner ärztlichen Geschicklichkeit zu erzählen wissen, stünden freilich alle unsere Berühmtheiten auf diesem Gebiete nur als traurige Kurpfuscher da. Hören wir: „Er hatte es so weit gebracht, daß er aus dem Auge des Mondes das Gelbe, aus dem Auge der Sonne das Rothe zu bannen, daß er die Wolken vom Triefen und die Augen der Schönen von schelmischer Tücke der schiefen zu heilen im Stande war!“

Wer vermißt sich ihm das nachzumachen?

Von einem ähnlich überschwenglichen Lobe seiner dichterischen Thätigkeit seitens der literarischen Collegen ist uns nichts bekannt.

Die Verfassung des Liebesepos, das eigentlich nur eine Nachbildung des persischen ist, unternahm er auf Befehl des Sultans, der ihm früher schon das Dorf Tokuslü zum Lehnen

gegeben hatte und ihn nach Vollendung des Gedichtes zum Bezier erheben wollte. Scheichi starb darüber.

Einige Verse aus diesem Epos mögen als Muster dienen:

Mit einem Rauch entzünde ich das All,
Dein Rauch nicht weiter steigt als bis zum Dach,
Dem meinen sehn von fern die Himmel nach.
Du bist ein Schah, begrenzt durch deine Gnade,
Du bist ein Meer, beengt durch die Gestade;
Ich bin ein Korn, von innen rein und mild,
Mein Wachsthum ist dir meines Innern Bild.

Mit der Eroberung von Konstantinopel durch Mohammed II. gewinnt das Reich eine feste Gestalt und mit ihm die Dichterkunst.

Von namhaften Erscheinungen aus der ersten Blüthezeit der ottomanischen Dichtung stellt sich uns in chronologischer Folge zuerst Ahmed-Pascha dar, den der Sultan wegen einer unerlaubten Liebschaft als Nebenbuhler hingerichten lassen wollte, aber auf ein Gedicht hin, welches ihm der Verurtheilte zusandte, begnadigte, um ihm später seine Würden zurückzugeben. Ueber einen in Versen gedrechselten Einfall des schlagfertigen Beziers war der Sultan so entzückt, daß er ihm den Mund mit Juwelen vollgestopft haben soll.

Ferner ragen aus der Menge hervor: Nedjschati, Chiali und Mesihî. Nedjschati zählt zu den bedeutenderen osmanischen Musageten. Eines Tages, um sein Urtheil über die Gedichte Ahmed-Pascha's befragt, antwortete er bescheiden:

Ahmed's Todte sind besser als Lebendige Nedjschati's,

Jsa's (Jesus) Himmelfahrt kündigte an den Ahmed (Mohammed).

Diese Epoche weist in Chuffi auch einen Naturdichter auf, der gleich unserm Hans Sachs seines Zeichens ein

Schuhflücker war. Chuffi's Stärke lag in den epigrammatischen Pointen, z. B.:

Soll der Spiegel deiner Schönheit sich nicht trüben,
So verhüte, daß nicht seufzen deine Lieben.

Hamdi liefert mit der Uebersetzung des romantischen Liebesepos „Jussuf und Zuleicha“ („Joseph und das Weib des Potiphar“) ein Gegenstück zu Scheichi's „Chosrew und Schirin“; diesem folgen die Epen Suleiman-Balkis („Salomon und die Königin von Saba“) „Leila-Medjoun“, „Bamir-Asra“ (altpersisch) und noch viele andere.

Die ottomanischen Dichter treten nunmehr gänzlich in persische Fußstapfen. Unter ihnen finden wir auch bereits zwei Dichterinnen, Zerneb und Mihri. Zerneb, die Tochter eines Richters, blieb unvermählt und in freier Beziehung zu dem Dichter Mirs. Dem Sultan Mohammed widmete sie ihren Divan:

Schah! Die Schönheit ist
Eine Gabe von dem Herrn,
Und die Sonne nur
Mond von deiner Schönheit.
Deine Schönheit, meine Liebe,
Deine Härte, meine Duldung
Wachsen immerdar und sind doch
Alle vier zugleich unendlich.

Mihri aus Amasia gilt als die bedeutendere und wurde vornehmlich bekannt durch ihre liebeglühenden Ghasele. Auch sie blieb unvermählt und unterhielt ein platonisches Liebesverhältniß „in Versen“ mit dem schönen Iskender, einem Sohn Sinan-Pascha's. Vor ihm hatte sie der berühmte Oberstlandrichter Moëdsade, als Dichter Chatimi genannt, geliebt. Diese Art Liebesverhältnisse, in denen die schöngeistige Speculation oder die schönseelische Hochempfin-

dung die natürliche Leidenschaft ersetzte, oder nicht aufgenommen ließ, und die sich wie Kornfelder ausnehmen, wo die überwuchernden Feldblumen die Fruchtlähren ersticken würden, gemahnen an jene übersinnliche Phantasieebündnisse, die zur Zeit unserer großen Literaturepoche von auserlesenen Seelen gepflegt wurden. Zum orientalischen Wesen allerdings durchaus nicht stimmende Erscheinungen! Als später noch Tischelebi Muderris vergeblich um die Hand dieser ottomanischen Sappho warb, schrieb der Dichter Sati, ziemlich derb:

Der Pascha warb um Mihri's Hand.
Soll sie sich geben ihm zum Pfand?
Soll sie nach jahrelangem Fasten
Bei einem Eselsmahle rasten?

Der Biograph sagt von ihr: „Keines Liebesgierigen Hand berührte den Schatz ihrer jungfräulichen Reize, und nur das ambraduftende Halsband umschlang ihren reinen Hals, sodaß sie als Jungfrau lebte und starb.“

Der Scheik Wefasade verdient hier gleichfalls Erwähnung. Seine hervorragende Persönlichkeit, wie sein alt-römischer Charakter machen ihn zum Typus des ottomanischen Weisen jener Glanzperiode. Seine geläuterte Beredsamkeit und sein Geschick in der Musik ließen alles sich zu seiner Zelle drängen, aber oft verhielt sich seine Diogeneslaune den Mächtigsten gegenüber ablehnend, und als Sultan Bajasid ihm zur Aussteuer seiner Tochter eine beträchtliche Summe zugesandt hatte, übergab er sie einem andern Scheikh, der bedürftiger sei, als er.

In diese Epoche fällt die erste Bestallung eines Hofdichters, in der Person des oben erwähnten Sati, der den Auftrag erhielt, alljährlich drei Kassidet (Zweckgedichte) zu

liefern; eins zum Frühlingsanfange und die beiden andern anlässlich der Beiramsfeste. Sein Gehalt bestand in 2000 Aspern und in einem Stück rothen Tuches auf ein Kleid.

Firdewsi der Lange, nicht zu verwechseln mit seinem großen Namensvetter, dem Homer Frans, schrieb das „Suleiman name“ (Buch Suleiman's“). Es ist dies ein Sammelwerk morgenländischer Sagen und Legenden, welches nicht weniger als 360 Bände umfaßte. Man sieht, daß der altottomanische Alexander Dumas in Bezug auf Fruchtbarkeit von dem fränkischen nicht überholt wurde; freilich sind von diesen Bänden nur 70 erhalten worden, und von diesen 70 wieder nur 7 dem Inhalt nach bekannt.

Unter Sultan Suleiman dem Großen erreichen Dichterbegünstigung und dichterische Fruchtbarkeit ihren Höhepunkt. Die Sonne des Reiches und der Bildung steht im Zenith. Der Lyriker Baki erscheint. Obgleich Baki nach unserm kritischen Maßstabe kaum zu den Hervorragenden im universellen Dichtergarten gezählt werden dürfte, so muß er doch immer als die alles überragende Ceder im Dichterbain seines Volkes angesehen werden. Er ist individueller und selbständiger als die meisten seiner Genossen. Seine Kassiden sind zu weitläufig, um eins derselben hier wieder zu geben; aber ein paar Verse aus dem ersten besten mögen als kleine Probe angeführt werden.

.....
 Viel Silber hat die Luft auf Erden ausgestreut,
 Mit Blüthenaspern ihr Geschenk an sie erneut.
 Vielleicht hat Drechsler Gott, indem er Himmel dreht,
 Die Himmelspäne seiner Drehbank ausgesät;
 Damit das Wolkengeld zu Händen sei den Zweigen,
 Wenn sich die spendesüchtigen erdwärts neigen.

Nun zeigt Natur ein Antlitz, froh und rein und weiß,
Verheißend Segen uns, und ihm zu Lob und Preis.

.

Fasli schreibt das allegorisch-mystische Epos „Rose und Nachtigall“, Chalili ragt als Elegiker hervor. Dschelili, Fikri, Sururi und insbesondere der fruchtbare Lamii übersetzen und commentiren die Meisterwerke persischer Dichtkunst. Mit ihnen wetteifern Emri, Chiali und Jahia. Die Fabel und das Thierepos halten ihren Einzug und die historischen Epiker, Schahnamedji (Königsbuchschreiber) genannt, kommen in Mode; diese letztern sind übrigens nichts weiter als Ruhmesreporter, Apologeten.

In der „Humajun name“ („Kaiserbuch“) bietet Ali-Beigi ein unübertroffenes Werk ottomanischer Prosa. Die „Humajun name“ ist das Thierepos, welches unter dem Namen der Fabeln Bidpai's bekannt ist. Sultan Suleiman hinterläßt unter dem Dichternamen Muhibbi, d. i. der freundlich Liebende, einen Divan. Schwert und Feder trocknen unter seinem Scepter nie, Siegesbotschaften wechseln mit Gesängen ab und Errungenschaften schöngeistigen Strebens ergänzen die zahlreichen Waffentrophäen.

Es ist dies so eigentlich das augusteische Zeitalter im Leben der Ottomanen. Ueberall Größe, Macht und ein blendender Glanz, der dem schärfsten Blick verwehrt, wahrzunehmen, wie unter den überwuchernden Tropenblüthen die Wurzeln des gedeihlichen Wachsthum's bereits zu faulen begannen.

Vor Suleiman waren außer seinem großen Vater, Selim I., der die persische Sprache pflegte, wie Friedrich der Große die französische, Sultan Bajazid II., unter dem Pseudonym Nadli, dessen Bruder und unglücklicher Thron-

nebenbuhler Dſchem, und der gleichfalls tragisch endende Prinz Korkud, dichterisch thätig. Dſchem, bekannt durch seine Schicksale, durch die Flucht nach Frankreich und die Gefangenschaft daselbst, durch das Liebesverhältniß mit dem Fräulein von Sassenaye, und durch das Gift der Borgia, welches in Neapel seine Laufbahn beschloß, ist so sehr vom Zauber mittelalterlicher Romantik und Abenteuerlichkeit verklärt, daß ich mich verpflichtet halte, eine Versprobe aus seinem Divan mitzutheilen, obschon er als Dichter nicht gerade zu den Koryphäen zählt:

Schau die Flut, sie peitscht die Felsen, schau!
 Meiner sich erbarmend flieht sie, schau!
 Wolken weinen, weinen salz'gen Thau
 Und dazwischen senken Donner, schau!
 Schmerz zerriß der Morgendämmerung Grau,
 Blut vergießt die Morgenröthe, schau!

Der briefliche Verkehr zwischen den kämpfenden Brüdern ist in Versform gekleidet. Vor der Schlacht von Jeni-Schehr antwortet Bajasid dem vorher bei Brussa siegreichem Dſchem auf dessen Vorschlag, als Brüder das Reich zu theilen, durch den arabischen Vers:

Das Königsschwert trennt auch des Blutes Band,
 Der Sultan ist selbst Brüdern nicht verwandt.

Vor einer neuen Unternehmung schreibt der Prätent, der eben von der Pilgerfahrt nach der Kaaba zurückgekehrt war, an Bajasid, der ihm die Einkünfte von Jerusalem anbietet und ihn warnt, noch einmal „den Huf seines Pferdes und den Saum seines Mantels im Blut der Moslem in zu nehen“:

Daß dein Leib auf Rosen ruht,
 Dſchem indeß auf Dornenglut,
 Was ist Urjach?

worauf Bajasid antwortet:

Da das Reich mir ward zu Theil,
Daß du kränkst des Friedens Heil,
Was ist Ursach?

Daß du: ich bin Pilger, sagst,
Und Begier nach Kronen tragt,
Was ist Ursach?

Es war eine goldene Zeit für die Dichter! Sie wurden hoch geehrt und reichlich belohnt. Nirgends und niemals in Europa hat die Dichtermuse eine aufrichtigere und ergiebiger Unterstüzung und Aufmunterung erfahren als von Seiten der ottomanischen Kaiser und Großen. Während in Deutschland Dichten und Darben, Dichter sein und Mißachtung erfahren so ziemlich gleichbedeutend war und ist, und die deutschen Höfe mit seltenen Ausnahmen sich nicht einmal zu einer platonischen Unterstüzung der Dichtkunst herbeiliessen, sondern auf das geistige Leben ihrer Zeit vornehm kühl herablickten und blickten, wie ganz anders stand es um die Jünger des beturbanten Apoll, wie ganz anders betrachteten die Sultanhelden, die Eroberer einer Welt, die schöngeistigen Bestrebungen!

Es dürfte dies zur Widerlegung des oft angewendeten, aber sehr beweisbedürftigen Satzes beitragen, als ob der Islam sich der Bildung feindlich erwiese, da gerade die Blüthezeit des Islam bei den Ottomanen mit der Pflege der Bildung zusammenfällt.

Schon der Vater des Eroberers Murad II., der sich vom Thron in die philosophische Beschaulichkeit nach Magnesia zurückgezogen hatte, versammelte zweimal wöchentlich „die Ritter vom Geist“ an seinem Hofe, und belohnte die Ergebnisse ihrer Wettstreite mit Ehrenkafans und kostbaren

Geschenken. Er selbst versuchte sich in Versen. Sein großer Sohn, Gründer zahlreicher Schulen, besoldete 30 Dichter, berief fremde (persische) Gelehrte und Dichter an seinen Hof und warf dem großen indischen Gelehrten Chodischa Djihan sowie dem persischen Dichter Dschami Pensionen von je 1000 Dukaten aus. Für damals ein fürstliches Einkommen! Seine Nachkommen, Bajasid II., Selim I., Suleiman der Große und dessen Sohn Selim II., traten in seine Fußstapfen, eroberten Königreiche und beschützten und pflegten dabei die Muse ihres Landes und ihrer Zeit.

Auch in der folgenden Epoche des ersten Stillstandes im Osmanenwachsthum, den erst wieder Sultan Murad IV. (gest. 1640) förderte, zählte dieser sowol als seine Vorgänger, Osman II., Achmed I., Mohammed III. und Murad III., unter die Dichter und Mäcenate. Charakteristisch für den Geist des damaligen ottomanischen Hofes ist der Briefwechsel in Ghafelsenform zwischen Murad IV. und seinem Großvezier, als dieser im Felde wider die Perser stand; die Pflege der Form war in Fleisch und Blut aller Gebildeten übergegangen.

Und die Großen des Reiches ahmten die Monarchen nach. Der Vezier des Eroberers Mahmud-Pascha, als Dichter Adeni (der Edenische) genannt, baute Schulen und besoldete Lehrer und Schüler. Jeden Donnerstag lud er die Dichter zu sich zur Mahlzeit ein. Das Hauptgericht, Pilav, war mit Erbsen aus Silber und Gold gemengt. Der Wahlspruch des Hauswirthes war: „Wem das Glück hold ist, dem kommt das Gold von selbst in den Mund.“ Der Schutz und die Pflege, welche diese Sultane und Großwürdenträger den Kunstbestrebungen ihrer Zeit angedeihen ließen, waren nicht etwa ein dem Schein dargebrachter

Tribut, oder das Ergebniß einer Fürstenlaune, nein, diese kaiserlichen Mäcenate und Dilettanten waren es aus Bedürfniß und mit Freude an der Sache. Diese gewaltigen Kriegsmänner, deren Eisenfaust mit dem Schwertknauf verwachsen scheint, deren Haupt von Weltherrschaft träumen mußte, hatten in der Brust ein glühendes Bedürfniß nach Verschönerung des Daseins und nach Nahrung für ihren Geist.

Daß die Dichtkunst blühen konnte, während das Reich in beständige Fehden verwickelt war, dürfte zum Theil daran liegen, daß diese Kriege nicht wie in Deutschland das Land berührten und verwüsteten, sondern auswärts und nach außen geführt wurden; eine Erscheinung, die sich in Frankreich unter Ludwig XIV. wiederholt.

Aus dem Nachsommer der ottomanischen Literatur unter Murad IV. leuchtet Nafi als beachtenswerther Stern hervor, desgleichen Nefii, bekannt wegen seiner Satiren, die ihm endlich das Leben kosten sollten.

Seine etwas zotigen Spottgedichte, die er Schicksalspfeile nannte und fast gegen alle Großen abschnellte, zogen ihm deren Haß zu. Als Murad IV. diese Satiren las, schlug der Bliß dicht vor ihm nieder. Er sah darin ein Zeichen des Himmels, zerriß sie und entfernte den Dichter aus seiner Nähe. Später ließ ihn der Großvezier in der Holzstätte des Serails erwürgen. Der Tschanousch, der ihn hinrichten sollte, sagte zu ihm: „Komm, komm, Nefii, wir gehen ins Holz, aus dem du Schicksalspfeile geschnitzt hast.“ „Verfluchter Türke,“ erwiderte Nefii, „willst du Knüppel auch witzig sein?“ und ergoß sich in Schmähungen wider den Vezier. Er starb mit einer Satire auf den Lippen.

Die Epoche des Niederganges der Macht war vom Ermatten der Dichterbegünstigung und der Dichtung gefolgt;

Keimer gibt es zwar noch immer in großer Zahl, auch dichtende Blaustrümpfe, wie Sfidki und Ani, aber ihre Thätigkeit artet mehr und mehr in Spielerei aus; unter den Großen zwar findet die Kunst noch immer Förderer, wie Ibrahim-Pascha und später Raghib-Pascha; aber die hin und wieder aufflackernde Leuchte verbreitet kein volles Licht mehr. Es wurde bereits früher bemerkt, daß die ottomanische Dichtung, den Hof- und Kanzleikreisen entsprossen, in der besonderen Sprache dieser Kreise geschrieben, bloß für das Verständniß derselben berechnet ist. Dennoch finden wir auch Janitscharendichter und Bänkelsänger (Schurai Ammi).

Ihre Lieder sind theils kriegerischen, theils erotischen, hin und wieder auch religiösen Inhalts; die letzteren sind im Geiste der Derwische Bektaschi verfaßt, deren Orden man als eigentlichen Janitscharenorden ansehen kann. War doch sein Stifter, Hadgi-Bektasch, bei Gründung des Janitscharenheeres theilhaftig gewesen. Die Liebeslieder sind entweder rein sinnlich und heißen dann Koschasch, d. i. Umarmung, oder aber Maani (Sinngedichte), wenn sie zarterer Natur sind und eine verborgene Bedeutung enthalten. Die Maani dürften ursprünglich Glossen über Worte der Blumensprache gewesen sein, Geleitreime, die den Blumenwendungen an Hareme beigegeben waren.

Als Koryphäe dieser Bänkelsänger, die zur Zeit des mit Janitscharenherrschaft gleichbedeutenden Verfalls eine gewisse Rolle spielten, gilt ein gewisser Kôr Dglu, der Schuaranün dschelalüssi (Rebell der Dichter) betitelt wurde. Ein Choragete dieses Sängerkhorez, Sjanii, hat die Namen der bekanntesten Bänkelsänger in einer Lieder Sammlung angeführt, die Tekerleme, d. i. Schwungrad, genannt wird.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts erscheint noch ein Dichter von einiger Begabung in Ghalib und ein Sultandichter im unglücklichen Reformator Selim III. Auch seine Nichte, Heibetullah Sultan, Schwester Sultan Mahmud's, pflegte die Poesie, und Leila Chatun, die Tante des Reformministers Fuad Pascha, errang eine gewisse Popularität, aber diese wie die spätern ermunternden Beispiele und Unterstützungen konnten den Niedergang der Dichtkunst und das Schwinden des allgemeinen Sinnes dafür nicht aufhalten.

Die Reform vollends ist der Kunstpflege nicht förderlich. Der Umschwung, den sie auf fast allen Gebieten vom heimischen Angebornen in das angeeignete Fremde mit sich gebracht hat, die vorwiegend politische und praktische Thätigkeit, zu welcher sie alles Streben hinlenkt, läßt keinen Raum für die Pflege von Zierblüthen. Das Studium der Kultursprachen des Orients tritt in der heutigen Türkei immer mehr zurück vor der Nothwendigkeit, sich die abendländischen anzueignen. Die neue Generation ist vertrauter mit Lafontaine, Montesquieu und Victor Hugo als mit Baki, dem Ottomanen, Hafuz, dem Perser, oder Motenebbi, dem Araber; die praktische Richtung rückt ihr den Ehrgeiz näher, für die Redaction einer diplomatischen Note Anerkennung zu finden, als für die Verfassung einer Kassidet. Auch der Orient verliert seine Poesie.



Leipzig,

Druck von Alexander Edelmann.